

Zwischen den Zeiten I

Vorspiel

Gudrun Wilzopolski & Copilot

Anfang ohne Anfang.

Es gibt Zeiten, die nicht vergehen. Sie legen sich unter die Haut, in die Räume, in die Stimmen.

Sie bleiben als Temperatur, als Atem, als Erbschaft.

Der Zwischenraum beginnt 1910, mit einem Gebäude, das mehr war als ein Kaufhaus.
Er führt durch zwei Kriege, durch Systeme, die Ordnung versprochen und Zusammenbrüche brachten.

Er begleitet Menschen, die fielen, weil die Welt vor ihnen gefallen war.
Und er endet in einer Gegenwart, die ihre eigenen Fragen nicht mehr stellt.

Dieser Text erzählt nicht von Systemen. Er erzählt von Menschen, die durch Räume gingen, die sie nicht gewählt hatten. Von Körpern, die trugen, was nicht ausgesprochen wurde. Von Stimmen, die verstummten, bevor sie laut werden konnten.

Die Miniaturen, die Erbschaften, die Brüche — sie gehören zusammen. Nicht als Chronologie.
Sondern als Gewebe.

Ich lade Sie ein, diesen Raum zu betreten. Nicht um Antworten zu finden. Sondern um die Fragen zu hören, die geblieben sind.

Inhalt

Berlin 1910

Erbschaft der Fähigkeit, Räume zu lesen

Draußen ist es nicht mehr das Berlin der Schaufenster

Die Illusion

Die Erbschaft der Skepsis

Die junge Republik taumelt

Die Erbschaft der Wachheit

Die Stimmen werden schärfer

Die Erbschaft der inneren Freiheit

Wer nicht dazugehört, verliert alles

Die Erbschaft der Wachheit

Die Stille ist zu laut

Die Erbschaft der Selbstbehauptung

Es ist Krieg

Erbschaft der Loyalitäten

Der Absturz in die Kälte

Die Alliierten waren keine Freunde

Die Erbschaft der delegierten Verantwortung

Der leere Raum

Der Vier-Mächte-Status

Die Erbschaft der nicht gestellten Fragen

Nachleben I

Nachleben II

Nachleben III

Berlin um 1910.

Die Straße, bebaut mit vier- und fünfstöckigen Bürgerhäusern mit Stuck an den Fassaden und Balkonen. Kleine Läden im Erdgeschoss: Stoffe, Hutmacherei, Kolonialwaren. Schaufenster klein rechteckig und funktional.

Die Straße riecht noch nach Pferd. Räder, Rufe, Schritte. Und mittendrin die Baustelle. Der Neubau sieht nicht nach Haus aus.

Metallkonstruktionen, Skelettlinien, Eingänge wie Portale.

Und dann: ein Hauch. So fein, dass man ihn fast nicht wahrnimmt.

So fremd, dass man ihn erst nicht einordnen kann. Nicht von hier. Nicht von Jetzt. Nicht von dieser Welt.

Baustellen riechen nach Staub, Holz, Schweiß. Aber hier:

Parfüm, das nicht nach Rosenwasser riecht – Sondern nach Welt. Nach Sehnsucht.

Frisches Leder, nicht aus der Sattlerei, sondern aus einer Zukunft, wo die Dinge glatt sind.

Poliertes Metall, kühl, klar.

Und dieser leicht säuerlich scharfe, elektrische Geruch, als hätte jemand für einen Augenblick die Zukunft eingeschaltet.

Ein Arbeiter kommt vorbei. Wie jeden Morgen.

Die Straße ist Baustelle, seit Wochen schon.

Aber da – dieser Geruch. Nicht stark. Nicht laut. Nur fremd.

Er bleibt stehen. Nur einen Moment.

„Da kann keener mithalten,“ sagt er leise. Fast in den Staub hinein.

Aber die Straße nimmt den Satz nicht auf.

Die Stadt singt aus dem Grammophon:

„Kann denn Liebe Sünde sein...“

Vor der Litfaßsäule drängen sich Menschen. Nicht wegen des Neubaus. Nicht wegen des Geruchs. Sondern wegen der neuen Revue im Wintergarten. Plakate, die glitzern. Frauenbeine, die im Tanz schweben.

Ein Versprechen von Leichtigkeit, das die Straße sofort aufsaugt. ...

Ein paar Schritte weiter hängt ein anderes Plakat. Ein Film, der die Stadt elektrisiert. Ein Kassenschlager. Er zeigt, wie eine Uniform Macht ausstrahlt, selbst wenn sie nur geborgt ist. Die Leute bleiben stehen.

Sie lesen. Sie nicken. Sie lachen. ... Die Stadt ist beschäftigt mit sich selbst.

Der Arbeiter geht weiter. Der Geruch bleibt in seiner Nase. Der Satz bleibt in seinem Kopf.

Aber die Stadt hat ihn nicht gehört. Sie hat keine Zeit für solche Wahrnehmungen. Sie ist schon im nächsten Takt. Im nächsten Lied. Im nächsten Versprechen.

Auf seinem Nachhausweg am Abend bemerkt der Arbeiter, dass der Geruch geblieben ist.

Der Geruch nach der Zukunft.

Eine junge Frau sieht auf die Uhr im Schaufenster von Wertheim.

Noch fünf Minuten. Sie ist in Eile. Die Absätze klackern. Sie schiebt sich durch die Menge: Ladenmädchen, Bürofräulein wie sie, Köchinnen auf Marktgängen. Hier ein Herr mit Monokel. Da eine Frau mit Federhut.

Manchmal scheint ganz Berlin gleichzeitig auf den Beinen.

Der Schuhputzer sieht den Strom der Füße und vor allem, den der Schuhe. Er erkennt, welches Publikum in dieser Straße zu Hause ist.

Da glänzen die piekfeinen Lederschnürstiefelchen der Damen. Und die blankgeputzten Stiefel der Herren mit frischen Absätzen.

Aber da: da geht ein Paar, das droht bei den nächsten Schritten auseinanderzufallen. Sein Blick nach oben bestätigt: hier geht ein armer Schlucker. Einer, der selbst für einen Schuhputzer keinen Verdienst mehr verspricht.

Weiter: Leuchtreklamen, Tingeltangel - ein Tourist bleibt stehen für ein Foto.

Die junge Frau muss ihm ausweichen und die Menge hinter ihr zieht mit.

Sie sieht den Eingang zum Büro und die Treppe, die sie noch nehmen muss.

Am Nachmittag, wenn die Tinte trocknet, fragt sie sich: "Bin ich noch ich - oder nur, das was man von mir erwartet. " -

Ich mache meine Arbeit. Ich bin pünktlich. Ich bin ordentlich. Aber sonst?

Die moderne Zeit schlägt mit Bravour eine Bresche in alles bisher Bekannte. Sie ändert auf einen Schlag alles. Die Uhr tickt schneller. Die Zeit beginnt zu laufen.

Für Manchen wird es ein mörderisches Unterfangen.

Der kleine Stoffladen um die Ecke. Die Fenster so trüb wie sein Inneres. Hier ist morgen Schluss. Es rechnet sich nicht mehr. Die Verkäuferin ist schon letzten Monat weg. Seine Frau heult nur noch. Was soll bloß werden.

Die Konkurrenz gegen einen wie Wertheim ist nicht zu stemmen. Sie ist erdrückend. Nicht nur für ihn.

Es beginnt das große Ladensterben.

Dem Kutscher aus dem Hinterhaus geht es nicht besser. Er kann an manchen Tagen nicht mal das Futter für sein Pferd verdienen, obwohl er Tag und Nacht arbeitet. Die zahlende Kundschaft bleibt weg.

Dafür fahren immer mehr Autos auf der Straße. Er wird sich wohl auf Umzüge verlegen. In dieser Stadt ziehen die Leute ständig von A nach B und Neue kommen jeden Tag dazu.

Die Eröffnung Wertheim in der Leipziger Straße.

Seit acht Uhr stehen sie da. Frauen in Gruppen, Tücher um den Hals, Körbe am Arm, die Kinder zur Schule geschickt, die Männer längst auf Arbeit.

Sie stehen nicht dicht, aber nah genug, um die Spannung zu spüren, die von den Schaufenstern ausgeht. Die Schaufenster sind keine Fenster. Sie sind Bühnen.

Eine Familie, wie aus einem anderen Leben: der Mann im Hausanzug, lässig, als hätte er nie etwas anderes an, das Kind im Matrosenanzug, die Frau – ein braves Lächeln im Puppengesicht.

Sie stehen da, wie eine Botschaft, die man kaufen kann.

Hinter ihnen quillt die Frühlingskollektion hervor. Kleider, die nach Bewegung heischen. Pumps, die nach Freiheit rufen, Strümpfe, die wie Haut aussehen. Handschuhe, die nach Eleganz greifen. Ein Schirm, der mehr ist als ein Schirm.

Um zehn Uhr öffnet sich das Sesam. Nicht laut. Nur ein Ruck, ein Atemzug, ein Schieben.

Und dann ein Licht.

Ein Drängen setzt ein, aber kein grobes. Ein Ziehen, ein Sog, als würde die Luft selbst die Frauen hineinziehen.

Rechts zieht Leder: kurze Handschuhe, lange Handschuhe, Farben wie ein Regenbogen. Darüber Schirme, die wie Federn schweben.

Links zieht Glanz: Schuhe in Reihen, glänzend, weich, bereit für Schritte, die es noch nicht gibt.

In der Mitte hebt sich die Rolltreppe. Ein leises Summen, ein gleiten, ein Aufwärts, das niemand kennt.

Ein epochales Ereignis; aber man kann auch die Treppe nehmen.

Oben Stoffe. Noch höher Lampen. Ganz oben Licht über der Stadt.

Und überall ein Puls: Verkäuferinnen, Vorführerinnen, Packerinnen, Rascheln, Klicken, Flüstern. Ein Lächeln, das nicht ihnen gehört. Ein Tempo, das nicht sie bestimmen.

Das Kaufhaus ist kein Haus. Es ist eine Maschine. Ein Tempel. Ein Versprechen. Ein Betrug.

Und die Frauen gehen hinein, als würden sie in die Zukunft treten, die sie nicht bestellt haben – aber die sie jetzt haben wollen.

Die neuen Tempel des Konsums werden zur neuen Dienstleistungsindustrie.

Die Kaufhäuser und Warenhäuser werden zu neuen Bühnen für weibliche Erwerbsarbeit.
Verkäuferinnen, Kontoristinnen, Schaufensterdekorateurinnen - die neuen modernen Rollenbilder.

Diese Arbeit gilt als "sauber" und "repräsentativ", aber auch als diszipliniert und kontrolliert.

Arbeitskontrolle per Stechuhr. Gleiche Arbeitskittel mit Firmenmonogramm bestickt. Gleiche
Absatzhöhe. Gleiches Lächeln. -

Und wehe, wenn nicht ...

Und wenn sie heiraten dann ist hier Schluss. Dann gilt: Küche - Kinder - Herd. Für Frau Schmidt
fällt aus, was für Fräulein Schmidt noch möglich war.

Erbschaft der Fähigkeit, Räume zu lesen

Räume sprechen.

Nicht durch Worte, sondern durch Temperatur.

Durch Atem. Durch das, was nicht gesagt wird.

Räume lesen heißt: Ich erkenne, was ein Raum mit mir macht —
und was ich mit ihm machen kann.

Ich nehme wahr, wie Stimmen verstummen.

Wie Stille dröhnt.

Wie ein Satz zu glatt klingt.

Wie ein Blick zu schnell wegsieht.

Und ich sehe auch das andere:

wie ein einziger Mensch den Ton eines ganzen Raumes verändern kann.

Kinder lesen Räume, bevor sie Worte lesen. Hier wandert die Erbschaft in die Körper.

Die Sonne bahnt sich ihren Weg durch das herbstliche Laub. Die Familie des Wachtmeisters schaut auf ihrem Spaziergang nach den Pilzen.

Sie kennen den Wald sehr genau und wissen noch vom letzten und vom Jahr davor, wo die besten Stellen zu finden sind.

Die großen Brüder sind schon weit entfernt und melden von großen Erfolgen.

Frau Wachtmeister sitzt mit der älteren Tochter auf der Suche nach Pfifferlingen in der Tannenschonung fest. Die sechsjährige Hilde arbeitet still mit.

Es raschelt von schnellen Kinderschritten und es jubelt laut durch die dichten Baumstämme.

Das kleine Käthchen läuft vor ihrem knurrenden, den Wolf spielenden, Papa davon.

Plötzlich dreht sie sich um.

Sie strahlt über das ganze Gesicht und fällt glücklich jauchzend in seine Arme, den dichten Kaiser-Wilhelm-Bart liebkosend.

Ihr Papa.

Er setzt sie vorsichtig ab. Sie wärmt ihm das Herz, die kleine Käthe.

Aber sie müssen jetzt zu den anderen. Er liebt diese ruhige Geschäftigkeit der Sonntage.

Marie ist sieben, und sie hat keine Zeit zu verlieren.

Die großen Geschwister sind schon auf den Feldern, also ist der Kleinkram heute ihrer.

Sie hebt den schweren Deckel der Tonne an, gerade so weit, dass sie mit beiden Händen hineingreifen kann. Warm. Staubig. Körner, die an den Fingern kleben. Sie schaufelt eine Schüssel voll, nicht zu viel, nicht zu wenig.

Dann das trockene Brot: mit dem stumpfen Messer schneidet sie Stücke ab, die immer ein bisschen zu groß geraten. Ein paar Möhrenstücke dazu, wie die Mutter es will.

Draußen gackern die Hühner ungeduldig. Die Gänse machen dieses tiefe, warnende Geräusch, das Marie nicht mag. Die Kaninchen sind still, wie immer.

Auf dem Küchentisch liegt der Einkaufszettel.

Ein kleiner Zettel, aber er liegt da wie eine Uhr, die tickt.

Marie weiß, dass sie sich beeilen muss. Erst die Tiere, dann der Weg zum Kaufmann.

Die Mutter hat gesagt: „Du schaffst das.“ Mehr nicht. Kein Lob, kein Zweifel.

Marie stellt die Schüssel weg. Wischt sich die Hände an der Schürze ab und schaut kurz zum Fenster.

Der Morgen ist schon weit. Pluto wartet.

Sie atmet einmal ein tief. Dann geht sie raus.

Aufstehen ist seine Sache nicht.

Martha, die Köchin, stellt den heißen Kakao vor ihn hin. Und erst dann kommt er langsam zu sich.

Ein kleiner, zarter, etwas schüchterner Junge mit zu verträumten Augen.

Zum Träumen ist jetzt keine Zeit.

Die Küche füllt sich mit Bewegung.

Eberhard, sein älterer Bruder, steht in der Tür und macht Druck. Wie jeden Morgen.

Und Hans tut, was er immer tut: Er versucht, richtig zu sein, schnell genug, passend genug für eine Welt, die ihm zu groß ist.

Montags beginnt der Tag mit Französisch. Je parle français. Das mag er sehr.

Bevor Anna sprechen kann, hat sie schon gelernt, wie man sich im Haus bewegt, ohne jemanden zu stören. Sie sind zehn Kinder. Wenn sich alle zu Hause aufhalten, ist es laut, ein Durcheinander aus Stimmen, Schritten, Türen. Der Vater und die großen Brüder arbeiten tagsüber in der Fabrik, an der Werkbank oder beim Kohlentragen.

Die Mutter, erschöpft von den vielen Geburten und dem Haushalt für zwölf Personen, kämpft sich durch die Tage, mehr schlecht als recht.

In diesem Getriebe wächst Anna heran, als ein kleines, stilles Mädchen, das leicht übersehen werden könnte.

Doch sie hat eine Gabe:

Sie beobachtet. Sie sieht, wie die Dinge getan werden, und sie macht sie nach — leise, zuverlässig, ohne Aufforderung.

Abwaschen. Kartoffeln schälen. Gemüse putzen. Die Stuben fegen und wischen.

Sie hilft, weil sie sieht, was nötig ist. Ein kleiner, stiller Fels im Chaos.

Ernst ist acht. Der Ranzen drückt, der Weg ist lang, aber er geht ihn jeden Morgen ohne Murren. Er weiß, dass er einmal den Hof übernehmen soll. Alle wissen das. Aber es ist ein späteres Leben, kein heutiges.

Im Klassenzimmer riecht es nach frischer Kreide und nassen Wolljacken. Der Lehrer spricht über Maße, Erträge, Maschinen, die jetzt in manchen Gegenden auftauchen.

Ernst hört zu, still, aufmerksam. Er beobachtet mehr, als er redet.

Die anderen Jungen reden in der Pause über Fahrräder, über Fabriken, über Motoren.

Ernst sagt wenig. Er denkt an die Kühe, an den Stall, an den Hof, der so weit weg scheint wie die Zukunft selbst.

Am Ende der Stunde legt der Lehrer das Rechenbrett beiseite und sagt: „Die Landwirtschaft wird moderner, ihr müsst rechnen können, nicht nur schaufeln.“

Ernst nickt, ohne genau zu wissen, weshalb er da nickt.

Das kleine Haus steht mit vielen anderen Häusern der kleinen Stadt in einer Reihe. Sie säumen eine Seite des Marktplatzes. Gleich daneben die große Marienkirche, deren Glockenklang am Sonntag in Wachtmeisters Stube, die feinen Gläser in Bewegung setzt.

Heute herrscht Geschäftigkeit im Haus – große Wäsche.

Die kleine Käthe sitzt auf der untersten Stufe der Treppe, die nach oben führt und schaut gelangweilt zu.

Die Liesa ist da, die an solchen Tagen der Mama hilft.

Die großen Brüder sind in der Schule und die Hilde ist gerade biestig, weil die Mama ihr verboten hat, das gute Sonntagskleid schon heute anzuziehen. Keiner hat Zeit für Käthe.

Keiner sieht, wie die Langeweile immer dichter wird -- die Geräusche leiser werden. Und sie in einer anderen Welt auftaucht. Einer Welt, die nur ihr gehört, die nur sie sieht und in der nur sie entscheiden darf, wer sich darin bewegt.

Als die Brüder aus der Schule kommen wird es lebhaft.

Die kleine Käthe weiß jetzt, was sie tut. Sie greift sich ihr Märchenbuch und setzt sich dicht neben Wilhelm.

Er erzählt, wie sie den alten Hausmeister veralbert haben. Alle sind lustig und heiterer Laune.

Wilhelm bemerkt ihr Märchenbuch. Er holt sie auf seinen Schoß.

Er liest ihr derzeitiges Lieblingsmärchen vom „Rotkäppchen“ – und hat die aufmerksamste Zuhörerin, die er sich wünschen kann.

Es scheint geschafft. Ein Moment, der größer wirkt, als er ist. Die Klasse drängt sich auf den Treppenstufen der alten Schule zum Freundschaftsfoto. Hans im neuen Anzug, mit Brille inzwischen, das Gesicht hell vor Stolz.

Und doch: Neben Albert, dem Sohn des Mühlenbesitzers, und Hermann, dem Bürgermeistersohn, die so selbstverständlich in die Kamera lachen, wirkt Hans ein wenig linkisch, als stünde er einen halben Schritt hinter ihnen.

Der Direktor spricht ein paar dürre Worte über Zuversicht und die neue Zeit.

Man hört den Schmerz um den Kaiser. Aber die Jungen — alle aus gutem Hause — denken nur an ihr eigenes Leben, das jetzt beginnen soll.

Hans freut sich auf den Abschiedsball. Emily aus der Mädchenschule wird seine Tanzpartnerin sein, ein stiller, schüchterner Blondschoopf. Ihr letzter Abend hier, bevor sie zu ihren Eltern zurückzieht.

Und morgen oder übermorgen wird Hans seine erste Reise allein machen. Hoch zur Ostsee, dann weiter nach Danzig. Zum Landwirtschaftskolleg, wie mit den Eltern besprochen.

Zum ersten Mal spürt er dieses Ziehen zwischen Aufbruch und Unsicherheit.

Draußen ist es nicht mehr das Berlin der Schaufenster.

Die Straße hat eine andere Farbe bekommen. Und zwischen den Frauen mit den Tüten taucht Feldgrau auf. Nicht viel. Einer. Dann zwei. Uniformen.

Ein paar Schritte weiter ein anderer Ton: Rot. Fahnen. Rufe.

Ein Zusammenprall, der sich nicht ankündigt, sondern einfach passiert.

Die Polizei kommt, aber sie kommt zu spät, immer zu spät. Die Stadt, die eben noch nach Leder und Parfüm roch, riecht jetzt nach Wut.

Der Bauarbeiterstreik hängt wie ein schwerer Himmel. 160.000 im Ausstand. Moabit brennt. Zwei Tote. Hunderte Verletzte.

Die Polizei schützt die Streikbrecher. Die Arbeiter schützen sich selbst. Die Stadt schützt niemanden.

Es ist nicht so, dass die Menschen plötzlich anders wären. Sie sind nur vorsichtiger geworden. Worte wie „progressiv“ klingen plötzlich fremd, als gehörten sie nicht mehr in den Alltag.

„Sozialistisch“ sagt man leiser, wie etwas, das man besser für sich behält.

Ränge beginnen zu sprechen, bevor Menschen es tun. Mut zeigt sich nicht im Widerspruch, sondern im Einrasten in das, was erwartet wird.

Nach oben buckeln, nach unten treten – ein Reflex, der kaum noch auffällt.

In den Gesprächen tauchen alte Worte wieder auf: Größe, Kolonien, Weltgeltung. Sie klingen, als kämen sie aus einer anderen Zeit, und doch sitzen sie plötzlich wie selbstverständlich am Tisch.

Man spricht von einem Platz an der Sonne, als wäre er nur kurz verrutscht.

Und plötzlich tauchen neue Töne auf. Im Reichstag streiten sie über die Tirpitz-Millionen. Geld für eine Flotte, die man „Risikoflotte“ nennt — gegen Großbritannien, sagen die einen. Für die Ehre, sagen die anderen.

Dafür müssen dann leider Mittel gestrichen werden: für Schulen, für Arbeiterwohnungen, für Wissenschaft, für alles, was Zukunft hätte.

Die Bewegung dahinter wirkt nicht wie Aufbruch, eher wie ein Nachlaufen — nicht aus Hoffnung, sondern aus einem leisen Stechen, das niemand benennt.

Die Gespräche heizen sich auf, ohne dass jemand es merkt. Ein Fieber, das keiner benennt, aber alle mit sich tragen.

Und dann: **der S c h u s s**. Nicht hier. Nicht in Berlin. Nicht einmal im eigenen Land.

Aber er trifft die Stadt, als wäre er mitten auf der Straße gefallen.

Ein Schuss, der so weit weg fällt, dass er zuerst, wie ein Zeitungsgerücht klingt. Sarajevo.

Ein Name, der niemandem etwas sagt. Ein Ort, den keiner kennt.

Aber der Schuss trifft Berlin. Er trifft die Kaufhäuser, die Litfaßsäulen, die Uniformen, die Ränge, die Träume, die Kränkungen.

Und plötzlich ist alles möglich. Alles erlaubt. Alles gewollt.

Die Stadt wird enger, obwohl sie wächst.

Und während die Menschen leiser werden, werden die Worte lauter.

Größe. Kolonien. Weltgeltung.

Begriffe, die wie aus einer anderen Zeit zurückkehren und sich wieder an die Tische setzen.

Die Stadt, die eben noch nach Zukunft roch, riecht jetzt nach Massentaumel.

Etwas schlägt um, ohne dass jemand es ausspricht. Es ist, als wären die Männer betrunken.

Nicht taumelnd, nicht lallend – sondern aufgebläht, aufgeladen, überhitzt.

Ein Rausch, der aus Worten kommt: Ehre. Vaterland. Rang. Pflicht. Opfer.

Ein Rausch, der aus Uniformen kommt: Stoff, der Macht verspricht. Knöpfe, die Zugehörigkeit markieren. Abzeichen, die Identität ersetzen.

Ein Rausch, der aus Kränkung kommt: „Wir sind zu spät.“ „Wir sind zu klein.“ „Wir müssen zeigen, wer wir sind.“

Je jünger sie sind, desto stärker brennt es. Weil sie noch nichts verloren haben – und deshalb alles riskieren können.

Die Frauen stehen daneben. Nicht blind. Nicht naiv. Aber gebunden. Sie möchten glauben, dass ihre Männer das Richtige denken. Nicht weil sie überzeugt sind – sondern weil die Alternative zu gefährlich wäre. Wenn der Mann irrt, wenn er sich verrennt, wenn er sich verliert – dann fällt die ganze Familie.

Also halten sie fest. Sie glätten. Sie beruhigen. Sie hoffen. Sie sagen: „Er wird schon wissen, was er tut.“ „Er meint es gut.“ „Er macht das für uns.“

Hoffnung wird zur Pflicht. Zweifel wird zur Gefahr.

Die Stadt ist der Katalysator. Sie heizt an. Sie spiegelt. Sie verstärkt.

Die Männer sehen überall Bestätigung: Plakate, Paraden, Uniformen, Ränge.

Die Frauen sehen überall Ablenkung: Revue, Mode, Kaufhäuser, Glanz.

Beide leben in derselben Stadt – aber nicht in derselben Wirklichkeit.

Der Männerraum: Kneipe, Verein, Club: Das ist der heißeste Raum. Hier entsteht der Rausch.

Aus der Kneipe dringt ein Chor aus Stimmen, schwer vom Rauch, vom Bier, vom Wir-Gefühl. „Ein wahrer Patriot wartet nicht auf die Einberufung, – Prost – der meldet sich freiwillig.“

Gläser klirren. Hacken knallen. Ein Lachen, das zu laut ist. Ein Stuhl rutscht über den Boden.

„Das Vaterland ist in Gefahr – habe die Ehre!“

Ein anderer setzt nach, noch lauter, noch sicherer: „Schluss jetzt mit diesem verweichlichten Gehabe! Sind wir Männer oder Muttersöhnchen!“

Die Stimmen schaukeln sich hoch. Nicht aus Überzeugung. Aus Rausch. Aus Zugehörigkeit. Aus dem Bedürfnis, größer zu sein, als man ist.

Hier wird nicht diskutiert. Hier wird bestätigt.

Hier entsteht der Taumel, der später die Straßen füllt.

Das ist der Raum, in dem die Männer „besoffen“ wirken — nicht vom Alkohol, sondern vom Wir-Gefühl.

Draußen hört man nur Fetzen. Aber sie reichen.

Sie reichen, um die Luft zu verändern. Sie reichen, um die Straße härter zu machen.

Sie reichen, um die Frauen schneller gehen zu lassen. Sie reichen, um die Jungen stehen zu lassen, weil sie dazugehören wollen.

Der Familienraum: Küchentisch: Das ist der kälteste Raum. Hier entsteht die Angst.

Der Junge kommt rein, noch den Staub der Straße an den Schuhen, die Augen zu hell, zu entschlossen.

Er setzt sich nicht. Er steht. „Ich war heute Morgen zur Musterung. Ich werde mich freiwillig melden.“

Die Mutter sucht ihr Taschentuch, obwohl sie es schon in der Hand hat. „Der Junge...“
Mehr bringt sie nicht heraus.

Der Vater legt die Zeitung weg, langsam, als müsste er erst begreifen, was er gehört hat.
„Alfons, du bist noch nicht mal fertig mit dem Abitur. Sind doch bloß noch ein paar Wochen.“

Der Junge lacht kurz, hart, wie jemand, der sich selbst Mut macht.
„Wat soll ick jetzt mit Abitur? Ich werde mich nicht verstecken.“

Der Satz fällt wie ein Messer auf den Tisch. Er teilt den Raum. Er teilt die Familie.

Die Mutter presst das Taschentuch an den Mund. Der Vater sieht seinen Sohn an, als würde er ihn zum ersten Mal sehen.

Und der Junge steht da, aufrecht, überhitzt, überzeugt – nicht aus Mut, sondern aus dem Bedürfnis, nicht weniger zu sein als die anderen.

Draußen hört man irgendwo eine Stimme, die „Habe die Ehre“ ruft. Drinnen sagt niemand mehr etwas.

Hier wird nicht gegrölt. Hier wird geglaubt. Oder gehofft, dass der Mann recht hat.

Die Frauen möchten glauben, dass ihre Männer das Richtige denken — nicht aus Naivität, sondern aus Überlebenslogik.

Der Küchentisch ist der Raum, in dem die Frauen die Temperatur spüren, aber nicht eingreifen können.

Der Straßenraum: zufällige Gespräche, halblaute Sätze: Das ist der durchlässigste Raum. Hier entsteht das Unausgesprochene.

Zwei Männer bleiben kurz stehen, nur um eine Zigarette zu drehen. Der eine spuckt in den Rinnstein, der andere zieht die Schultern hoch, als müsse er sich größer machen.

„Der Franzmann liegt mir schon lange quer“, sagt der erste, als wäre das eine Wetterbeobachtung.

„Die Froschschenkelfresser“, knurrt der zweite, und beide lachen, aber es ist kein Lachen, das warm macht.

Ein paar Schritte weiter ruft jemand einem Bekannten zu: „Verweichlichte Bande, sag ich dir.“ Es klingt nicht nach Wut. Es klingt nach Routine.

Und irgendwo, aus einem offenen Fenster, aus einem Mund, der es nicht einmal bewusst singt, schwappt ein Refrain in die Straße: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein...“ Nicht laut. Nicht feierlich. Nur so dahingesungen, wie man etwas summt, das man schon zu oft gehört hat.

Die Sätze hängen in der Luft wie Staub. Sie legen sich auf die Menschen, ohne dass sie es merken. Sie färben die Straße ein paar Töne dunkler.

Die Litfaßsäule an der Ecke. Zwischen Bäckerei und Tabakladen. Heute klebt ein Mann ein neues Plakat. Er arbeitet schnell, routiniert. Das Papier riecht nach Leim und Druckerschwärze. Der Mann streicht es glatt.

Darunter verschwinden: ein Theaterplakat. Ein Zirkusbild. Ein Hinweis auf eine neue Seifenmarke. Ein Konzert in der Marienkirche. - Alles Dinge, die gestern waren.

Das neue Plakat ist größer. Länger. Ein Adler, der ein bisschen zu stolz wirkt. Ein Wort, das ein bisschen zu bedeutend ist.

Vaterland.

Am Nachmittag wird schon ein Riss im Papier sein. Ein kleiner. Kaum sichtbarer.

Aber genug, um zu spüren, dass etwas arbeitet unter der Oberfläche.

Die Stadt geht weiter. Aber die Säule bleibt stehen. Und sie sieht alles.

Die Illusion.

Man war sicher: Drei Wochen, höchstens. Ein Spaziergang. Ein Sommerabenteuer gegen Frankreich.

Die Jungen lachten, die Mütter weinten, die Väter nickten ernst.

Die Feldpost übernahm die Liebesschwüre, zart, kindlich fast:

Er liebt mich. Er liebt mich nicht. Er liebt mich.

Er liebt – m – i – c – h – n – i – c – h – t – ... Als wäre der Krieg ein Blumenorakel.

Und darunter, kaum hörbar, ein Lied, das alle kennen.

Ein Lied von einer Laterne vor der Kaserne, von zwei Schatten, die wie einer aussehen.

Von einem Wiedersehen, das man sich herbei singt, weil man sonst nicht gehen könnte.

Ein Lied, das Sehnsucht verspricht, Treue, Rückkehr, ein späteres Wiederfinden.

Ein Lied, das stärker ist als Mut und weicher als Angst.

Ein Lied, das die Jungen im Marschgepäck tragen und die Mädchen im Kopf, wenn sie abends allein am Fenster stehen.

Ein Lied, das sagt: Er kommt zurück. Er muss zurückkommen.

Der Spaziergang dauerte vier Jahre

Was wie ein Abenteuer klang, wird zum Abgrund.

Vier lange Jahre, die alles fraßen.

Vier Jahre, die aus Jungen alte Männer machten.

Vier Jahre, die aus Familien Ruinen machten.

Vier Jahre, die aus Europa ein Massengrab machten.

Verdun – die Wunde. Verdun – Wunde. Verdun – die Wunde.

Das Schlachtfeld verwandelte sich in wenigen Wochen in eine Landschaft,
die nicht mehr Erde war, sondern Wunde.

Krater neben Krater.

Wälder, die nur noch aus Stümpfen bestanden.

Eine Geräuschkulisse, die nicht mehr Klang war,
sondern Dauer.

Tagelang Bombardierung.

Einschläge, die Erde in die Luft schleuderten,

Soldaten lebendig begruben,
und die Toten wieder aus ihren Gräbern rissen.

Der Boden selbst wurde zum Feind. Der Himmel auch.

Im Westen nichts Neues.

Und dann kommt der Postbote.

Er wird misstrauisch beäugt. Niemand läuft ihm mehr entgegen.

Man hofft, er geht vorbei, dass er heute nur Rechnungen bringt, nur irgendetwas, das nichts
bedeutet.

Aber er bleibt stehen. Immer bleibt er irgendwann stehen.

Ein Umschlag. Ein Blick. Kein Trost.

Und dann bleibt ein Küchenstuhl für immer leer.

Das Lied verstummt. Die Sehnsucht auch. Nur die Stille bleibt.

Die Straße geht weiter — aber anders. - Natürlich geht sie weiter.

Sie kennt keine Trauer, keine Namen, keine Küchenstühle.

Sie trägt die Menschen, die noch da sind, und sie schweigt über die, die fehlen.

Es sind immer die anderen, die eingezogen werden.

Immer die Söhne der Nachbarn, die Brüder der Kollegin, die Jungen vom Bäcker,
die Lehrlinge aus der Werkstatt.

Man sagt: „Der Junge von gegenüber...“ Man sagt: „Der Sohn der Müllers...“ Man sagt: „Der
Neffe vom Schuster...“

Man sagt es leise. Ansteckend.

In den Häusern der Gefallenen bleibt es still.

Die Fensterläden schließen sich früher. Die Klingel wird leiser gedreht.

Der Flur riecht nach kaltem Kaffee und nach Warten.

Der Küchenstuhl bleibt leer, aber er bleibt sichtbar, als müsste er bezeugen, dass hier
einmal jemand saß.

Die Nachbarn gehen langsamer an diesen Türen vorbei. Man grüßt kürzer. Man spricht weniger.
Man weiß, dass jedes Wort falsch wäre.

Die Stille bleibt nicht in den Häusern. Sie tritt hinaus.

.

Die Farbe Schwarz.

Das Straßenbild ändert sich. Nicht plötzlich. Nicht wie ein Ereignis. Sondern wie ein Einsickern.
Zuerst ein Schleier. Dann ein Mantel. Dann ein Hut. Dann ein ganzer Hausflur.

Schwarz taucht auf. Kein Stil. Ein Zeichen.

Ein stilles, schweres Zeichen, das sagt: Hier fehlt jemand.

Hier wird jemand nicht zurückkommen.

Hier hat der Postbote gestanden.

Und die Straße nimmt diese Farbe an, ohne dass jemand es beschließt. Sie wird dunkler,
gedämpfter, langsamer.

Die Straße geht weiter — aber sie trägt jetzt Last.

Sie trägt die Frauen in Schwarz. Sie trägt die Kinder, die nicht verstehen. Sie trägt die Männer, die
nicht darüber reden.

Sie trägt die Stille, die aus den Häusern dringt. Sie trägt die Namen, die nicht mehr gerufen werden.

Die Straße geht weiter. Aber sie geht nicht mehr leicht.

.

.

.

.

Die Heimkehr der Kriegsversehrten.

Sie kommen zurück. Mit dem Leben davongekommen, sagen die Leute. Aber das stimmt nicht.

Sie kommen zurück, aber nicht mehr ganz. Nie mehr ganz.

Ohne Arm. Ohne Bein. Mit einem Gesicht, das man nicht mehr erkennt.

Mit Augen, die zu viel gesehen haben und nichts mehr sehen wollen.

Von den Verwerfungen der Seele redet niemand.

Man hat dafür keine Worte.

Man hat dafür keinen Platz.

Man hat dafür keine Geduld.

Mancher wünscht sich, er wäre dortgeblieben, bei den Freunden, die jetzt in kalter Erde liegen und wenigstens nicht mehr frieren müssen.

Die Nachbarn sind überfordert. Sie wissen nicht, wohin sie schauen sollen. Es ist ihnen peinlich, als hätten sie selbst etwas falsch gemacht.

Sie sagen Sätze wie: „Sei froh, dass du lebst.“ „Andere hat’s schlimmer erwischt.“ „Wird schon wieder.“

Aber es wird nicht wieder.

Und seine Mutter weint nur. Nicht laut. Nicht dramatisch. Sie weint so, wie man atmet: unaufhörlich, leise, notwendig.

Sie sind die ersten, die die soziale Härte spüren.

Mit dem Leben davon gekommen, sagen die Leute. Aber das Leben reicht nicht.

Die Rente ist ein Almosen.

Ein Formular.

Ein Stempel.

Ein Gutachten, das sagt, dass der Verlust eines Beins „teilweise erwerbsgemindert“ bedeutet.

Also stehen sie auf der Straße. Mit einem Hut. Mit einem Stumpf. Mit einem Blick, der zu viel gesehen hat.

Die Nachbarn gehen schneller vorbei. Es ist ihnen peinlich. Es ist ihnen unangenehm.

Es ist ihnen zu nah.

Sie stehen da, und ihr bloßes Dasein ist schon ein Vorwurf. Nicht, weil sie etwas sagen. Sondern weil sie zeigen, was alle wissen und keiner sehen will.

Und sie sind nicht die Einzigen. An jeder Straßenecke stehen welche. Auf jedem Hof. In jeder Familie.

Die Republik ist voll von Männern, die aus der Zeit gefallen sind.

Und voll von Menschen, die nicht wissen, wohin mit ihnen – oder mit sich selbst.

Die Erbschaft der Skepsis

Skepsis heißt:

Ich prüfe, bevor ich glaube — aus Selbstschutz.

Skepsis heißt:

Ich höre auf Zwischentöne.

Skepsis heißt:

Ich lasse mir nicht einreden, dass Loyalität
wichtiger ist als Wahrheit.

Skepsis heißt:

Ich halte Widersprüche aus,
ohne mich ihnen zu unterwerfen.

Ich nehme wahr, wenn Worte zu glatt sind,
wenn Begründungen zu schnell kommen,
wenn Gewissheiten zu laut auftreten.

Der Krieg ist vorbei, aber das Zuhause nicht mehr da..

*Anna geht neben ihrem Vater die Landstraße entlang. Kein Gepäck außer einem Bündel,
das kaum Gewicht hat, aber alles enthält, was geblieben ist.*

Die Mutter ist tot. Die Geschwister irgendwo — verstreut in alle Himmelsrichtungen.

*Der Vater sagt wenig. Er hat die Worte verloren, als die Fabrik schloss und die letzten Ersparnisse
verschwanden. Seitdem spricht er nur das Nötigste. Und manchmal nicht einmal das.*

Er geht mit einem Schritt, der nur eines kennt: weiter.

Anna hält sich dicht an ihren Vater. Nicht aus Angst. Nicht aus Misstrauen. Nur aus Vorsicht.

*Sie weiß, dass man leise ist, wenn alles unsicher ist. Dass man Stimmen hört, bevor man sie
versteht. Dass man nicht zu früh glaubt, wenn jemand sagt: „Hier wird alles gut.“*

*Der Vater bleibt einmal stehen. Er sieht zurück, als könnte er das alte Leben noch irgendwo
erkennen. Dann nach vorn, als müsste er prüfen, ob der Weg wirklich da ist.*

„Weiter“, sagt er.

Anna nickt. Sie geht weiter. Nicht weil sie weiß, wohin. Sondern weil es keinen anderen Weg gibt.

*Später wird sie sagen, sie habe damals gelernt, vorsichtig zu sein. Nicht bitter. Nicht misstrauisch.
Nur vorsichtig.*

Weil man nie weiß, ob ein Ort bleibt. Oder ob man wieder weitergehen muss.

Der Krieg ist vorbei. Otto nicht.

Er geht die Landstraße entlang, den Tornister über der Schulter, die Bibel in der Jackentasche — die Bibel, die eine Kugel aufgehalten hat. Er tastet manchmal danach, als müsste er prüfen, ob sie noch da ist. Oder ob sie ihn noch hält.

Er ist 22 und sieht älter aus. Nicht wegen der Narben. Wegen der Stille.

Vier Jahre Schützengraben haben ihm den Humor nicht genommen, aber leiser gemacht. Er lächelt noch, manchmal. Aber es ist ein Lächeln, das nicht bis in die Augen reicht.

Er denkt an die Kameraden, die nicht zurückgehen.

An den, der neben ihm lag, als der Wind drehte.

An den, der noch witzelte, bevor er fiel.

An den, der sagte: „Wenn wir hier rauskommen, Otto, dann trinken wir einen auf die Freiheit.“ Er weiß nicht, ob er es will.

Als er die Ziegelei sieht, bleibt er stehen. Er sieht die Schlote, den Rauch, die Häuser. Alles wie früher. - Und doch nicht.

Er geht weiter. Die Mutter wird weinen. Der Vater wird nicken. Die Geschwister werden fragen. Und Otto wird antworten, so gut er kann.

Aber er wird nicht erzählen, was er gesehen hat. Manches wird er für sich behalten. Nicht aus Geheimnis. Aus Notwendigkeit.

Der Platz vor dem Wirtshaus ist mit bunten Stoffstreifen geschmückt, die im Wind flattern.

Es riecht nach Bier, nach warmem Brot, nach Stroh. Die Musik ist laut, aber nicht fein — zwei Geigen, ein Akkordeon, ein Mann, der mit dem Fuß den Takt stampft.

Marie ist siebzehn. Sie steht am Rand, die Hände an der Schürze, noch nicht sicher, ob sie tanzen will. Sie ist nicht schüchtern, aber sie mag es nicht, wenn alle schauen.

Fritz ist neunzehn. Der älteste Sohn vom Hof am anderen Ende des Dorfes. Groß, kräftig, mit diesem offenen, lauten Lachen, das man schon hört, bevor man ihn sieht. Er trägt das Hemd ein bisschen zu weit aufgeknöpft, wie immer, und bewegt sich, als hätte er mehr Kraft, als sein Körper fassen kann.

Er sieht sie. Nicht lange, nicht prüfend. Nur ein kurzer Blick, der hängen bleibt.

Marie spürt es, ohne hinzusehen.

Die Musik wechselt. Ein schneller Tanz. Die Jungen drängen nach vorn, die Mädchen tun so, als wären sie überrascht.

Fritz geht nicht zu den Lauten. Er geht direkt auf Marie zu, als wäre das selbstverständlich.

„Komm“, sagt er. Nicht fordernd, eher wie ein Angebot, das man auch ablehnen könnte.

Marie legt ihre Hand in seine. Seine Hand ist warm, fest, aber nicht grob. Sie tanzen. Erst ein bisschen steif, dann leichter. Fritz lacht einmal laut, dieses volle, warme Lachen, das niemanden verletzt. Marie lächelt, ohne es zu wollen.

Der Boden ist uneben, sie stolpert fast, er fängt sie auf, ohne Aufhebens.

Für einen Moment ist alles einfach. Musik. Staub. Zwei junge Körper, die sich im Takt finden.

Der Sonntag ist still. Kein Wind, nur das Scharren der Schuhe auf dem sandigen Weg zur Kirche.

Die Familien gehen in kleinen Gruppen, jede für sich, mit einem Abstand, der mehr über Rang und Gewohnheit sagt als über Nähe.

Marie geht neben ihrer Mutter. Das Kleid ist das gute, das kratzige aus dunklem Stoff.

Vor ihnen geht die Familie von Fritz. Er ist gewachsen seit dem Erntedankfest, oder vielleicht wirkt er nur größer, weil er heute ernst schaut. Das Hemd ist frisch, aber schlecht gebügelt. Seine Haare stehen ein wenig ab, als hätte er sie mit Wasser glattstreichen wollen und dann vergessen.

Als sie die kleine Anhöhe vor der Kirche hinaufgehen, verlangsamt er seinen Schritt einen Hauch.

Nur so viel, dass Marie und ihre Mutter aufschließen. Jetzt gehen sie nebeneinander. Nicht gemeinsam — nur nebeneinander.

Ein kurzer Seitenblick, kaum mehr als ein Zucken.

Sie schaut nicht zurück. Sie hält den Blick auf die Kirchentür gerichtet, die dunkel und schwer im Morgenlicht steht.

Die Glocke schlägt. Ein tiefer Ton, der durch den Körper geht.

Fritz räuspert sich leise. Marie atmet ein. Mehr passiert nicht. Aber es ist genug, um etwas in Bewegung zu setzen, das keiner von beiden benennen könnte.

Die junge Republik taumelt.

Die Republik taumelt. Sie soll sein wie das Kaiserreich – nur ohne Kaiser.

Mit demselben Militär.

Mit denselben paramilitärischen Korps.

Mit demselben Verwaltungsapparat.

Ein neuer Name über alten Strukturen.

Und in den Ministerien sitzen dieselben Männer wie vorher.

Männer, die in dieser neuen Zeit kaum Spielräume haben.

Also öffnen sie den Geldhahn – nicht aus Leichtsinn,
sondern weil sonst nichts mehr bleibt.

Der Fiskus weitet die Geldmenge aus und steuert zusammen mit den
Reparationszahlungen auf eine galoppierende Inflation zu.

Die Ersparnisse werden verbrannt.

Die Deutschen haben kein Geld mehr.

Die Lebenshaltungskosten steigen.

Wohnungslosigkeit, Armut, Kriminalität –
jeden Tag neue Schlagzeilen.

„Pelzhändler in Moabit ausgeraubt.“

„Dit is nix Kleenet, dit is wat Groëet.“

„Meenste, der große kriminelle Verein hat seine Finger drin?“

Die Nachbarin hat einen neuen Schlafgast für vormittags, weil die Kinder essen müssen.

„Wer soll dit b-e-z-a-h-l-e-n?“, murmelt einer in der Haustür, mehr zu sich als zu den anderen.

Und während die einen nicht wissen, wie sie den nächsten Tag bezahlen sollen, feiern die anderen,
als gäbe es kein Morgen.

Berlin wird zur Bühne eines Rausches, der alles übertönt: Jazz aus Amerika, Tänzerinnen aus
Paris, Nächte im Adlon, Nächte in Kellern, Nächte ohne Erinnerung.

Die Einführung einer neuen Währung und amerikanische Kredite stabilisieren die Wirtschaft und beenden den trudelnden Niedergang.

Vorsichtig zeigt sich das scheue Reh Aufschwung. – Aufatmen. Hoffnung.

Es wird wieder investiert. In die Infrastruktur. Bau der U-Bahnstation am Alex.

In die Industrie. Bei den Großen wird die Fließbandarbeit eingeführt. Auf den Straßen fahren neue Automobile.

Wissenschaft und Kunst blühen auf. Aber die Nächte beginnen, sich anders aufzuführen.

Die Nächte werden heller.

Das Berliner Nachtleben wird legendär. Josephin Baker in Berlin.

Die bürgerliche Gesellschaft feiert sich im Adlon.

Und um die Oranienburger Straße feiern sich alle anderen: Ladenmädchen, Künstler, Lebenskünstler, Lebenshungrige, Überlebende. ...

Frauen: Kurze Haare (Bubikopf), Wasserwellen, fließende Kleider mit Pailletten, Feder-Haarbändern.

Männer: Smoking, Nadelstreifenanzug, Fedora-Hüte.

Die Modeabteilungen der Kaufhäuser liefern alles, was gebraucht wird:

Flapper Kleider – knielange, gerade geschnittene Hänger-Kleider mit tiefsitzender Taille oder sogar ohne definierte Taille. ...

Seide, Chiffon, Satin, Spitze, mit Pailletten, Perlen, Fransen, Federn und Stickereien. ...
die Träume der Frauen ...

Glamour auf der ganzen Linie und der Tanz auf dem Vulkan ... Flapper Girls mit Bubikopf und rauchenden Zigaretten.

Neues emanzipiertes Frauenbild.

Atmosphäre: Hemmungslosigkeit. Tabubruch. Die Zelebrierung der Freiheit nach dem Krieg, aber auch die Flucht vor der Realität.

Kokain, Morphinum und Heroin werden Modedrogen.

„Und der Haifisch ... der hat Zähne...“, schwappt aus einem Cabaret

Die Nacht glitzert. Die Musik dröhnt. Alles ist möglich. Und doch ...

Doch unter dem Lachen sammelt sich etwas. - Erst ein Flüstern. Dann ein Ton.

Das Heer der Arbeitslosen, der Gelegenheitsarbeiter, der jeden Morgen am Straßenrand auf einen Job Wartenden, der Kriegsversehrten bleibt groß. –
Die Prostitution hat Hoch-Konjunktur.

„Die im Schatten sieht man nicht!“

Aber die Straße weiß es besser.

Verschreckt denken viele: „Dit is nich mehr meine Welt.“

Die Erbschaft der Wachheit

Wachheit heißt:

prüfen, bevor ich zustimme.

Wachheit heißt:

misstrauen lernen in einem Land, das
militärischer Sprache nicht traut.

Wachheit heißt:

nicht glauben, dass ein Jahr Ausbildung reicht — wofür eigentlich,
für welche Ordnung, für welche Zukunft.

Wachheit heißt:

Pflicht nicht mit Verantwortung verwechseln.

Und Gehorsam nicht mit Haltung.

Es ist früh am Morgen, noch dunkel. Der Wind drückt gegen die Fensterläden, und irgendwo im Stall schnaubt ein Pferd.

Marie liegt im kleinen Schlafzimmer im Erdgeschoss, das sie und Fritz erst vor wenigen Monaten bezogen haben.

Die Schwiegermutter hat gestern Abend noch hereingeschaut, mit diesem prüfenden Blick, der mehr sagt als jedes Wort.

Die Wehen kommen seit Stunden. Nicht laut, nicht dramatisch. Marie beißt die Zähne zusammen, atmet flach, hält sich am Bettrand fest. Fritz geht im Flur auf und ab, seine Schritte schwer, unruhig, als wüsste er nicht, wohin mit seiner Kraft.

Als das Kind endlich kommt, ist es still. Ein kurzer Schrei, dann Ruhe. Die Hebamme nickt nur: „Ein Junge“, sagt sie. „Ein kräftiger.“

Marie schließt die Augen. Nicht aus Rührung, sondern aus Erschöpfung. Sie spürt das warme, kleine Gewicht auf ihrer Brust. Ernst. Ihr einziger Sohn - auch wenn sie das noch nicht weiß.

Fritz steht neben dem Bett, die Hände verkrampft, als hätte er selbst etwas durchgestanden. Dann dieses Lachen, das sie vom Erntedankfest kennt — leiser jetzt, aber warm. „Na, Kleiner“, sagt er, „da bist du ja.“

Oben im Altenteil knarrt der Boden. Die Schwiegereltern sind wach. Sie werden gleich herunterkommen.

Marie weiß, was das bedeutet: Arbeit, Erwartungen, ein neuer Alltag, der nicht leichter wird.

Aber in diesem Moment ist es still. Nur sie, das Kind, und Fritz, der sich über beide beugt, als könnte er sie mit seiner Wärme schützen.

Otto arbeitet wieder in der Ziegelei. Jetzt nicht mehr als Anlernling, sondern fest angestellt im Akkord.

*Heiße Luft und Dämpfe, hoch beladene Loren voller heißer Ziegelsteine,
die ins Freie zum Abkühlen und Abdampfen gezerrt werden.*

Hitze, die den Atem verschlägt.

Durchgeglühte und ausgemergelte Körper.

Die Loren fahren auf Schienen, müssen aber per Hand bewegt werden.

Abrutschende Ladung. Unfälle, wenn man nicht aufpasst

Für ein paar Pfennige mehr, schuften sie sich jetzt noch härter die Seele aus dem Leib.

Arbeit nach der Stoppuhr. In Hitze. Lärm. Und Druck.

Wenn alle gut verdienen wollen, müssen sie sich aufeinander verlassen.

Sie schwitzen beim Be- und Entladen alle gleich, also müssen die Handgriffe sitzen.

Ottos ausgleichendes Gemüt erwirbt ihm Anerkennung unter seinen Kollegen.

Um 1920 lernt er Anna kennen. Sie ist gerade mal zwanzig. Sie ist hier mit ihrem Vater gestrandet, auf der Suche nach Arbeit.

Sie kommt den Weg entlang. Sie geht nicht schnell, aber zielstrebig. Der Korb hängt ruhig in ihren Händen. Sie bringt das Mittagessen für den Vater in die Ziegelei. Sie stellt ihm die Schüssel hin.

„Es ist warm“, sagt sie. Mehr nicht.

Ein paar Meter weiter sitzt Otto, die Hände voller Lehm. Er hebt den Kopf, nur kurz. Anna richtet das Tuch über dem Korb und geht zurück.

Otto sieht ihr nach, bis sie hinter der Ecke verschwindet.

Das Hochzeitsbild. Der Fotograf stellt sie vor die helle Wand des Gemeindehauses.

Anna steht ruhig, die Hände ineinandergelegt. Das Kleid ist schlicht, weiß, ohne Schmuck. Sie sieht heute Morgen blass und schüchtern aus. Aber sie fühlt sich bei Otto sicher.

Sie ist ein wenig größer als Otto. Der Fotograf dreht sie leicht ein, als wäre das normal.

Otto steht neben ihr, die Schultern gerade, der Blick ernst. Ein feiner Mann, ordentlich gekämmt, das Sonntagsjackett ein wenig zu eng. Seine Hände hängen ruhig, als wüsste er genau, wohin damit.

„Nicht bewegen“, sagt der Fotograf. Anna blinzelt einmal. Otto atmet aus.

Der Moment steht still. Ein Klick. Mehr nicht.

Anna steht früh auf. Der Herd ist noch kalt. Sie schichtet Holzstückchen, wartet, bis die Flamme zieht. Es dauert immer zu lange oder geht zu schnell. Dazwischen gibt es nichts. Dann legt sie Kohlen nach.

Sie wäscht die Hemden im Zuber, wringt sie aus, hängt sie über die Leine im Hof. Das Wasser ist hart, die Seife knapp. Die Hände werden rot davon. Sie klagt nicht.

Mittags brät sie Spiegeleier. Sie geraten immer ein wenig zu scharf, weil der Herd nie die richtige Hitze hat.

Otto sagt nichts. Er isst, wie es kommt.

Am Nachmittag geht sie einkaufen. Mehl, Zucker, ein kleines Stück Butter, wenn es reicht. Otto mag Süßes. Kuchen, Grießbrei, alles, was nach Sonntag schmeckt, auch wenn keiner ist.

Abends fegt sie die Stube. Der Tisch ist schmal, die Stühle wackeln ein wenig. Es ist ein bescheidenes Arbeiterleben. Kein Überfluss, kein Mangel. Nur das Nötige.

Anna bewegt sich ruhig durch diese neue Ordnung. Sie hat jetzt einen Haushalt. Und sie nimmt ihn an.

Es ist früh am Morgen, als das Kind kommt. Ein kleiner Junge. Warm. Still. Kaum ein Atemzug. Die Hebamme sagt wenig: „Gott gibt und Gott nimmt. Amen.“

Anna liegt ruhig, den Blick auf einen Punkt an der Wand gerichtet. Sie hält das Kind einen Moment, so leicht, dass es kaum Gewicht hat.

Dann nimmt die Hebamme es ihr ab.

Otto steht am Fenster. Die Hände ineinander verschränkt, den Kopf gesenkt. Er sagt keinen Satz, der zu groß wäre. Er sagt überhaupt nichts.

Der Tag geht weiter. Als wäre nichts geschehen. Der Herd muss geheizt werden, die Wäsche gewaschen, die Arbeit getan. Aber im Raum liegt etwas, das nicht vergeht.

Die Trauer ist groß, aber sie hat keinen Ort. Sie bleibt still, wie alles in diesem Haus.

Es ist Sommer. Die Tage sind länger. Nach der Arbeit gehen sie in den Wald, der gleich hinter den Häusern beginnt.

Otto sammelt Holz für den Winter. Er prüft jeden Ast, hebt ihn an, legt ihn in den Arm.

Anna geht ein Stück weiter. Sie weiß, wo die Himbeeren wachsen. Zwischen Farn und Brombeerlaub pflückt sie die roten Früchte, eine nach der anderen, ohne Eile.

Der Wald ist still. Nur das Knacken der Äste, das Rascheln der Blätter.

Sie sagen wenig. Sie müssen nicht.

Wenn sie zurückgehen, trägt Otto das Holz, Anna die Himbeeren.

Es ist ein kurzer Weg, ein einfacher Abend.

Aber in diesen stillen Stunden wachsen sie zusammen.

Der Plan ist klar. Eberhard soll Buchhalter werden, Hans das Landwirtschaftskolleg besuchen.

Doch als der Vater sein kleines Versicherungsbüro schließen muss, wird alles anders.

„Ein Eisenwarengeschäft“, sagt der Alte. „Hier im Dorf braucht man so etwas.“ Eberhard wird die Bücher führen, Hans den Laden.

Hans steht bald zwischen Kisten voller Schrauben, Nägel, Haken, Werkzeugen in allen Größen.

Ein Sammelsurium, das den kleinen Verkaufsraum förmlich sprengt.

Er weiß nicht, wohin mit all dem. Und noch weniger weiß er, wohin mit sich.

Unten im Dorf hat Kaufmann Steue längst vorgesorgt: breite Ladenflächen, Gurte, Seile, Geschirre, sogar die ersten kleinen landwirtschaftlichen Maschinen.

Die Konkurrenz ist erdrückend.

Hans sieht es und weiß: Das hier ist nicht sein Plan. Und nicht seine Welt.

Leise, unspektakulär, aber endgültig geht es den Bach hinunter.

Es ist der erste Riss. Nicht laut. Aber tief.

Eberhard wird Buchhalter in Anstellung bei einer großen Firma und Hans muss den ganzen Krepel verkaufen. Er hat Schulden bei Eberhard. Eine neue Idee muss her.

Otto wäscht sich draußen an der Pumpe. Das Wasser ist kalt, rinnt über seine Unterarme, tropft auf den Boden. Er reibt die Hände trocken, streicht das Haar zurück und kommt ins Haus.

Anna stellt das Essen auf den Tisch. Kartoffeln, ein wenig Gemüse, ein Ei. Sie essen schweigend, wie an den Tagen zuvor.

Als sie die Teller abräumt, bleibt Otto sitzen. Er greift in die Jackentasche und legt ein kleines Kästchen aus bunter Pappe auf den Tisch. Er schiebt es ein Stück in ihre Richtung, ohne etwas zu sagen.

Anna bleibt stehen. Sie öffnet das Kästchen vorsichtig. Eine schlichte Kette liegt darin, dünn, hell, ohne Schmuck. Nur ein feiner Glanz.

Otto legt ihr die Kette um den Hals. Seine Hände zittern ein wenig, nicht vor Unsicherheit, sondern vor der Bedeutung des Moments.

Anna berührt das Metall mit den Fingerspitzen. Sie sagt nichts.

Aber sie atmet anders, weicher, als hätte etwas in ihr nachgegeben.

Kurt, er ist der Sohn, der bleibt. Der Sohn, der lebt. Das Kind, das Anna wirklich in den Armen halten darf, ohne dass es ihr genommen wird.

Aber er ist auch der Sohn, der sich löst, bevor Anna überhaupt merkt, dass er sich löst.

Sie liebt ihn – vielleicht sogar stärker, weil er da ist, weil er rennt, weil er lacht, weil er Freunde hat. Aber er ist ein Junge, der sich der Mutter entzieht, ohne es zu wissen.

Er ist einfach draußen. Er ist Bewegung.

Und genau deshalb entsteht dieses stille Glück mit Hans: Nicht als Ersatz, nicht als Klammern, sondern als zweite Chance auf Nähe, die Kurt ihr nicht mehr geben kann.

Der Sandkasten liegt im Schatten der Kastanie. Hänschens feine, helle Haare kleben an der Stirn; ihm ist warm. Er hat die Hände im Sand vergraben und baut kleine Hügel, einen nach dem anderen. Anna steht ein paar Schritte entfernt. Sie schaut nur.

Ein Junge aus der Nachbarschaft rennt vorbei, ruft nach Hans. Hans hebt kurz den Kopf, aber er bleibt sitzen. Der andere schaut irritiert, läuft weiter.

Anna sieht es. Kein Schmerz, kein Stolz. Nur ein leises Wissen: dass dieser Moment vergeht, wie alle Momente vergehen.

Dass Hans irgendwann rennen wird wie die anderen. Aber noch nicht. Noch nicht heute.

Die Stimmen werden schärfer.

Es flüstert durch die Straßen zunehmend lauter eine andere Sprache.

Eine Sprache aus Groll, Härte, Kameradschaft.

Eine Sprache, die von Verrat spricht –
vom Verrat der Sozis am deutschen Volk,
vom Verrat der Republik,
vom Verrat der Versailler Verträge.

Eine Sprache, die Halt verspricht, wo keiner mehr ist.

Die Braunhemden steigen zur Massenorganisation auf.
Sie marschieren in Reih und Glied, sie schirmen ihre Versammlungen ab; sie sprengen die der
anderen.

Sie bieten den Heimkehrern, den Arbeitslosen, den Enttäuschten etwas, das ihnen sonst niemand
gibt: Zugehörigkeit. Ein Platz. Eine Aufgabe. Ein Feindbild.

In Berlin wird der Straßenkampf zwischen Spartakusbund und SA fast zum täglichen Sport.

Steine, Stiefel, Schlagstöcke. Die Polizei kommt, wie immer, zu spät.

Oder sie kommt gar nicht.
Oder sie schaut weg.

Und die Berliner verziehen sich in ihre Wohnungen.

Hinter die Fenster.
Hinter die Vorhänge.
Hinter die Stille.

Die Stadt wird zum Resonanzraum der Angst.

Die Gesellschaft ist zersplittert und polarisiert.

Und niemand weiß, wohin sie sich entwickeln wird.

Zwischen Rausch und Verzweiflung versucht die politische Mitte, die Republik zusammenzuhalten.

Aber sie ist müde.

Sie ist erschöpft.

Sie ist ein Kompromiss,

kein Zukunftsprojekt.

Sie hält – solange die Welt nicht einstürzt.

Und als die Weltwirtschaftskrise kommt, stürzt sie ein.

Die Männer sind arbeitslos. Die Frauen lassen beim Koofmich anschreiben.

Überall dieselben Schlangen: vorm Amt: die Stütze reicht nicht. ...

Vorm Arbeitsamt: Arbeit ist aus....

Uff'n Straßenstrich: es sind zu wenige Freier. ...

Vor den Pfandleihen: alle wollen verkoofen, aber keener kooft. ...

Dann der große Knall. „Schwarzer Freitag“ in New York.

Die Börsen der Welt rauschen in den Keller.

Die ersten Verlierer stürzen sich aus dem Fenster.

Die Investoren ziehen ihre Gelder aus Deutschland ab.

Die PUMP-Blase platzt - „wer hat soviel pinkpinke, wer hat so viel Jeld?“....

VERHUNGERN – ERFRIEREN – SUIZIDE – MORDE –
VERELENDUNGEN - RAUB ÜBERFÄLLE – VERWAHRLOSUNG

Weltwirtschaftskrise.

Ende 1930 stehen in Deutschland fünf Millionen Menschen ohne Arbeit da.

Eine Zahl, die so groß ist, dass sie niemand mehr begreifen kann.

Eine Zahl, die wie ein Schatten über den Straßen liegt.

Eine Zahl, die in jeder Schlange vor dem Amt,
vor dem Pfandleiher, vor dem Straßenstrich ein Gesicht bekommt.

Ein kurzer Rückgang Mitte 1931 – ein Atemzug, nicht mehr.

Dann wieder Stillstand.

Dann wieder Absturz.

Und erst da begreift man,
wie tief die Krise wirklich ist.

Brünings Sparprogramm läuft da schon auf vollen Touren. Die öffentlichen Gehälter: gekürzt um ein Viertel.

Die Arbeitslosenhilfe zusammengestrichen. Die Sozialhilfe fast ausgehöhlt.

Im Februar 1932 erreicht die Krise ihren Höhepunkt: 6.120.000 Arbeitslose. 16,3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Nur zwölf Millionen Menschen haben noch Arbeit.

Und selbst die meisten von ihnen nur kurz, schlecht bezahlt, ohne Sicherheit.

Zu den Arbeitslosen kommen die Kurzarbeiter, die Angestellten mit halben Löhnen, die Kleinunternehmer, die jeden Tag hoffen, dass der nächste Kunde kommt –
und wissen, dass er nicht kommt.

Auf dem Land bricht die Welt früher zusammen als in der Stadt.

Die Höfe gehen verloren, die Kredite platzen, die Republik hilft nicht.

Und die Männer in Braun bieten etwas, das der Staat nicht mehr geben kann:
Schutz, Ordnung, Kameradschaft.

In den Städten hungern die Menschen, auf dem Land verzweifeln sie.

Und die politische Mitte bricht. Nicht aus Überzeugung. Aus Müdigkeit.

Die Republik wird nicht gestürzt – sie wird verlassen.
Und in dieser Leere hat die NSDAP freie Bahn.

Rechnerisch hätte die Republik noch Wege gehabt. Aber politisch waren sie versperrt.

Weil das Vertrauen zwischen den Parteien zerbrochen war.

Weil niemand mehr mit niemandem konnte.

Weil jede Kooperation als Verrat galt.

Weil man sich kein anderes Volk suchen konnte – aber auch kein gemeinsames mehr fand.

Hitler und die Machtübernahme.

Kaum im Amt, beginnen sie, die Republik abzuschalten.

Nicht langsam.

Nicht vorsichtig.

Sondern sofort.

Die Kommunisten werden verboten.

Die Sozialdemokraten ausgeschaltet.

Die Medien gleichgeschaltet.

Die Länderregierungen entmachtet.

Die Gewerkschaften zerschlagen.

Die Polizei zentralisiert.

Die Justiz unter Druck gesetzt.

Die Straßen mit Uniformen gefüllt.

Sie riegeln den Laden ab, bevor jemand begreift, was geschieht.

Das ist die Wahrheit dieses Moments:

Es ist ein politischer Zugriff, der die letzten Reste demokratischer Handlungsfähigkeit beseitigt, bevor sie sich formieren können.

Auf der Straße laut ... „Die Fahne hoch, die Reihen“ Marschmusik – zackig, zünftig -

militärisches Vorspiel. ...

Die NSDAP führt den Arbeitsdienst ein

Alle, die keine Arbeit nachweisen können, werden dienstverpflichtet.

Beim Bau. ... In der Landwirtschaft. ... Bei der Melioration. ...

Das betrifft alle, auch Schulabgänger, die keine Lehrstelle finden. -

Knochenarbeit für wenig Lohn. ...

Aber das Karussell beginnt sich langsam erneut zu drehen - der Autobahnbau boomt ...

Propagandakampagne für die HJ ... mit Fahrten und ... Zeltlagern ... mit Fanfarenzügen, ...

Feiern zur Sommersonnenwende ... Gemeinschaftserlebnisse ... stehen hoch in Kurs. ...

Nach Jahren der Not wird es plötzlich wieder hell. Arbeit. ... Musik. ... Fahnen. ...

Die Straßen füllen sich. ...

Die Jugend zieht los mit Fanfaren und Zelten. ... Die Männer haben wieder Lohn. ... Die Frauen wieder Hoffnung.

Und niemand sieht, wohin das Licht führt. Sie sehen nur, dass es nicht mehr dunkel ist.

Die Straßen beleben sich mit Aufmärschen, ... mit Blasmusik ...

Die SA (Sturmabteilung) verstärkt den Straßenkampf gegen Sozialdemokraten, ...

Kommunisten, ... Juden. ... "Deutsche, kauft nicht bei Juden." ...

Das Einrichtungsgeschäft Rosenstolz, Rosenthaler Straße.

Ich lebe seit vier Generationen in dieser Stadt.

Meine Vorfahren haben in dieser Straße ein Einrichtungsgeschäft begründet, das von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Ich leite das Geschäft jetzt seit 20 Jahren. Bis vor kurzem arbeitete mein Vater manchmal noch mit.

Ich kenne meine Nachbarn schon seit Jahrzehnten. Wir grüßen uns. Manchmal ein kurzer Schwatz. Die Zeiten sind hart. Die Arbeitslosigkeit gigantisch. Die Leute haben kein Geld für Neuanschaffungen.

Vor zwei Jahre riet mir ein Freund zu konvertieren. Aber was soll das. Ich bin ein deutscher Jude, ich habe im ersten Krieg im Schützengraben für Deutschland gelegen. Die Auszeichnungen liegen in meinem Nachttisch.

Und gestern sagte Isaak, er wäre schon beim Koffer packen.

Aber ich kann doch hier nicht einfach weg. Ich kann doch mein Geschäft nicht einfach allein lassen.

Gestern Morgen habe ich stundenlang die Scheiben geputzt –

über alle Schaufenster stand mit Schlämmkreide: „Deutsche, kauft nicht bei Juden!“

Und heute rücken die Schlägertruppen wieder an.

Das sind doch nur ein paar Verrückte, sage ich mir. Diesmal stehen sie direkt vor der Tür. Niemand kommt rein. Niemand kommt raus. Damit wollen sie mich klein kriegen.

Vielleicht sollte ich doch mal für ein paar Tage zu meinem Onkel reisen. Bis sich das hier wieder verläuft.

Der Führer spricht heute Abend. Im Sportpalast.

Mit Fackelzug und allem drum und dran. „Und ich glaube gar nicht, dass die Gegner, die damals gelacht haben, heute auch noch lachen wollen.“

"Endlich wird Deutschland wieder!" ... "Kannste glooben." ...

"Hörste det och". - "Wat is los?" - Feuerwehr - Polizei - der Reichstag - steht in Flammen. ... Der Reichstag brennt.

Während drinnen der Mann die Scheiben putzt, steht draußen die SA.

Während er überlegt, ob er zu seinem Onkel fahren soll, ziehen die Fackeln an seinem Fenster vorbei.

Während er seine Auszeichnungen im Nachttisch liegen hat, rufen sie auf der Straße „Sieg Heil“.

Während er sagt „Ich bin doch einer von euch“, sagen sie „Deutsche, kauft nicht bei Juden“.

Während er hofft, dass es sich verläuft, verläuft sich nichts. Es verdichtet sich.

Und dann – während die Nachbarn zum Sportpalast strömen, während die Musik spielt, während die Fanfaren schmettern, während die Stadt leuchtet – steht der Reichstag in Flammen.

Und in diesem Moment wird klar:

Das Licht, das draußen so hell scheint, ist für manche kein Licht. Es ist Feuer.

„... denn für dieses Leben ist der Mensch nicht gut genug!“

Die Erbschaft der inneren Freiheit

Innere Freiheit ist eine Erbschaft, die nicht aus Systemen kommt,
sondern aus dem Zwischenraum, in dem du gelernt hast,
dass Freiheit nur dann etwas wert ist, wenn du sie selbst definieren darfst.

Innere Freiheit heißt:

Ich lasse mir nicht einreden, dass Freiheit ein Wort ist,
das man einfach füllen kann.

Ich will die Bedingungen sehen.

Ich will die Konsequenzen kennen.

Ich will die Wahl behalten.

Ich will sagen dürfen, was ich denke.

Ich will Fehler machen dürfen.

Innere Freiheit heißt: die Frage stellen dürfen,
bevor eine Antwort verlangt wird.

Die großen Brüder haben Berufe gelernt und sind schon aus dem Haus. Sie führen ihr eigenes Leben. Hilde und Käthe haben die Schule beendet. Für sie geht es jetzt darum, sich auf die Zukunft als verheiratete Frauen vorzubereiten.

Sie werden in den Haushalt einbezogen – Kochen, Waschen, Bügeln, Haushaltsführung und Budgetplanung. Dazu ein bisschen Nähen und Sticken, ein bisschen über schögeistige Literatur schwätzen und Französisch parlieren – dafür lässt sich der Wachtmeister sogar zu einem Französischlehrer für ein paar Wochen herab.

Käthe hängt an stillen Abenden den Untiefen der „Melusine“ nach, die sie gegenwärtig sehr beschäftigt. Eine Liebesgeschichte, die in einer Münchner Pension spielt.

Sie legt das Buch für einen Augenblick aus der Hand und träumt sich durch die Fensterscheiben auf den Marktplatz.

Dort ist sie vor ein paar Tagen einem jungen Mann begegnet. Einfach so.

Sie war beim Einkauf für die Hauswirtschaft und ihr war beim Bezahlen das Schlüsselbund entfallen. Er hob es lächelnd auf und brachte den Korb mit den Einkäufen bis vor ihre Haustür.

So schweigsam wie es jetzt ist, so eng ist es auch geworden in den Gedanken - im Haus des Wachtmeisters.

Käthe möchte am liebsten weg - in ein anderes Leben, mit vielleicht eigenen Entscheidungen.

Hans sitzt in seinem besten Anzug im Herrenzimmer des Wachtmeisters. Es riecht nach feuchtem Holz. Der Ofen ist aus. Für einen Besuch macht der Wachtmeister kein Feuer.

Die alte Geschäftsidee mit Eberhard ist gerade erst begraben. Fehlplanung, falsche Einschätzung — aber Hans sagt sich, dass ein Neuanfang besser sei als ein schlechtes Ende.

Und jetzt sitzt er hier, weil er um Käthes Hand bitten will. Er hat sich das in den Kopf gesetzt, so fest, dass es fast wehtut.

Die Frage kommt ohne Vorwarnung. Sie trifft ihn wie ein Knüppel: „Junger Mann, können Sie es sich überhaupt leisten, eine Familie zu gründen?“

Hans stammelt etwas von Geschäftsräumen, von zwei gesunden Händen, davon, dass es schon mit dem Teufel zugehen müsste.... Der Wachtmeister nickt nicht. Er schaut nur.

Hans spürt, wie die Zukunft kleiner wird.

Dann der zweite Schlag: Käthe kann nicht heiraten. Nicht jetzt. Die große Schwester muss zuerst unter die Haube — und deren Freund studiert noch zwei Jahre. Mindestens.

Hans sitzt da, 25 Jahre alt, mit einem Anzug, der klamm wird, und Aussichten, die trüber sind als das Fenster hinter dem Wachtmeister.

Aber er gibt nicht auf. Er weiß, dass man in dieser Stadt nicht mit großen Gesten gewinnt, sondern mit Beharrlichkeit, die höflich bleibt.

Also macht er der Frau Wachtmeister in regelmäßigen Abständen seine Aufwartung.

Nie zu oft, nie zu selten. Immer so, dass es aussieht, als sei er zufällig vorbeigekommen — und doch hat er jedes Mal ein kleines Päckchen Konfekt dabei oder ein paar frische Blumen, die er sich vom Mund abgespart hat.

Er sagt Sätze wie: „Ich dachte, Sie mögen vielleicht...“ oder „Es war gerade im Angebot...“ und die Frau Wachtmeister weiß natürlich, dass nichts davon im Angebot war.

Und jedes Mal, wenn er dort steht, hofft er, einen Blick auf Käthe zu erhaschen. Nur einen. Ein Schatten im Flur, ein Rocksäum, ein kurzes Nicken. Mehr braucht er nicht.

Er weiß, dass es noch dauern wird. Die große Schwester muss zuerst unter die Haube. Der Freund studiert noch zwei Jahre. Mindestens.

Aber Hans ist einer, der Zeit hat. Oder besser: einer, der glaubt, dass man Zeit haben muss, wenn man etwas wirklich will. Und so steht er da, mit seinen Blumen, seinem Konfekt, mit seinem kleinen Briefchen für Käthe, seinem besten Anzug, der an den Ellbogen schon glänzt — und einer Zukunft, die er sich erarbeiten will.

Der Abend ist still. Der Tag liegt schwer im Haus, aber der Tisch ist abgeräumt, der Herd glimmt noch. Otto sitzt auf seinem Stuhl, die Bibel vor sich, das schmale Erklärungsbändchen daneben.

Anna setzt sich ihm gegenüber. Es ist ihr Platz, seit sie zusammen sind.

Otto schlägt eine Seite auf. Er liest langsam, mit dieser ruhigen, ernsten Stimme, die er nur abends hat. Zwischen den Versen macht er kleine Pausen, als wolle er prüfen, ob die Worte tragen.

Anna hört. Sie spricht nicht. Aber ihr Blick ist wach, aufmerksam, als würde sie jeden Satz in sich ablegen.

Wenn Otto eine Stelle nicht versteht, blättert er im Bändchen, murmelt ein paar erklärende Sätze.

Anna nickt kaum merklich. Nicht zustimmend, sondern hörend.

Es ist kein Gebet, keine Andacht. Nur ein stilles Ritual, das sich von selbst ergeben hat.

Ein gemeinsamer Faden, der sie durch die Abende trägt.

Die letzten Wochen, seit Hans um Käthes Hand anhielt, waren von ungekannter Gereiztheit in der Familie des Wachtmeisters. Mit Tränenausbrüchen. Mit Schuldzuweisungen. Mit Zumutungen.

Heute gibt es eine ungewöhnliche Entscheidung: Für die jungen Leute, Hans und Käthe, sollen die Hochzeitsmodalitäten besprochen werden.

Käthe ist in ihrem Zimmer. Sie weiß, dass Hans gleich kommen wird. Sie ist unruhig. Ihr Blut rauscht in den Ohren. Sie kann nicht stillsitzen.

Sie ist voll von widerstreitenden, überquellenden Gefühlen. Geradezu flehend steigen Sätze in ihr auf, wie: „Bitte, lass es gut gehen – heute.“ ... „Lass mich raus hier aus dieser Enge“. ... „Hans, du musst kommen.“. ... „Bitte, lass mich in ein eigenes Leben“. ... „Lass mich nicht noch länger warten.“ Stoßgebete – in eine noch unbekannte Zukunft.

Es ist Sonntag heute. Und pünktlich um drei Uhr klingelt Hans an der Tür des Wachtmeisters. Man sitzt diesmal im Wohnzimmer.

Frau Wachtmeister hat das gute Geschirr auf den Tisch gebracht. Das dünne Porzellan für besondere Anlässe. Die Atmosphäre ist etwas steif, weil in dieser Gruppierung – Vater, Mutter, Käthe und Hans, gab es bisher keine Zusammenkünfte.

Käthe holt die vergessene Sahne für den Kuchen aus der Küche, und als sie wieder ins Zimmer tritt, sind ihr Vater und Hans schon bei den geschäftlichen Details.

Die Hochzeit ist auf den 30. April 1930 festgesetzt. Es wird mit Rücksicht auf ihre ältere Schwester nur eine kleine Hochzeit sein. Das ist die Bedingung.

In vier Wochen also wird es geschehen.

Frühlingswarm ist dieser Vormittag. Vor der Dorfkirche auf den Stufen treffen sich Brautpaar und Elternpaare.

Der kleine Biedermeierstrauß in ihren Händen passt wundervoll zu Käthes Frische und Uneitelkeit. Sie trägt ein schlichtes weißes Kleid und ein Lächeln mit einem reizenden Grübchen am Kinn.

Jetzt kann die Zukunft beginnen.

Das Kirchenschiff trägt noch immer diesen feuchten kalten modrigen Geruch vom Winter.

Vor dem Altar hält der Pastor auf das Brautpaar eine Rede. Sehr allgemein und etwas hastig, so als wolle man schnell fertig werden. Er hält sich kurz, auch weil er sieht, wie die junge Frau zu frösteln beginnt.

Es ist nicht nur die Kirchentemperatur.

Ihr fällt plötzlich auf, wie eisig sich die Atmosphäre der Elternpaare anfühlt: sie haben sich nicht nur nichts zu sagen. Schlimmer: sie hegen eine gegenseitige Abwehr, ein gegenseitiges Misstrauen, eine Abneigung.

Sie werden sich nach diesem Tag nie wieder begegnen.

Nach einem schnellen Mal im Hotel-Restaurant, das mit Gästen aus dem nahen Berlin wirbt, dem besten, dass das Dorf zu bieten hat, verabschieden sich der Wachtmeister und Gattin.

Käthe, Hans und seine Eltern bleiben zurück. Käthe bemerkt die Steifheit der Schwiegereltern, aber sie ist überzeugt durch Freundlichkeit und Zuwendung, das Eis schmelzen zu können.

Dies wird sich als Irrtum erweisen.

Hans' Eltern lehnen Käthe ab. Sie sehen sie nicht, sie ignorieren sie. Eine Beamtentochter, die nicht einmal Beziehungen hat – was will man damit. Der Dünkel der Geschäftsleute und eine fehlgeschlagene Option.

Seine Mutter ist besonders gekränkt. Hatte sie dem jungen Mann doch mehrere Partien aus dem benachbarten gut gehenden Bauernstand vorgeschlagen. Aber er wollte mit dem Kopf durch die Wand. Dann sollen die jungen Leute mal sehen ...

Die Eltern ziehen sich ins Obergeschoss des Hauses zurück, in ihr Separee.

Es gibt keine gemeinsamen Sonntage, keine gemeinsamen Essen an Festtagen, keine gemeinsamen Gespräche. Keine gemeinsamen Planungen. Null.

Neben all den häuslichen Unannehmlichkeiten hat Hans jetzt ganz andere Sorgen. Er muss das Haus für seine jungen Familie auf gesunde finanzielle Füße stellen.

Also baut er mit Volldampf sein Lebensmittelgeschäft auf: bestellt den Tischler für die Regale, gibt den Verkaufstresen mit Eisschrank und Glasaufsatz in Auftrag, lässt die Remise zum Papierwarenlager ausbauen, schafft Lagerräume für haltbare Waren, nimmt Kontakt zu Lieferanten auf, kauft eine Registrierkasse —

und richtet sich neben dem Laden ein kleines Büro ein. Sein Refugium.

Was in aller Welt soll Käthe dabei tun. Sie kennt niemanden im Ort. Die Geschäftigkeit ihres Mannes verunsichert sie, macht ihr Angst, macht ihr die Brust eng. Und seit April ist sie schwanger. Die ersten Wochen sind schwer.

Man beißt sich durch im Hause Hans. Jeder auf seine Weise.

Der Alte sitzt am Küchentisch im Obergeschoss, die Zeitung vor sich ausgebreitet. Er liest die Preise lautlos, aber seine Stirn verrät alles. Die Butterpreise steigen. Fleisch auch. Getreide sowieso. Ein guter Verkäufer könnte jetzt Geld machen, richtiges Geld.

Aber unten im Stall frisst das Vieh den größten Teil der Ernte weg. Und Fritz sagt jedes Mal denselben Satz: „Wir verkaufen nicht, was wir selber brauchen.“

Der Alte knurrt nicht, er hebt nicht einmal die Stimme. Er blättert nur um, ein bisschen zu hart, sodass das Papier laut krunchelt.

Marie hört es unten in der Küche, während sie die Schüssel für die Schweine füllt. Sie kennt dieses Geräusch. Es ist kein Ärger; eher eine Art stummes Kopfschütteln, das sich im ganzen Haus verteilt.

Fritz kommt herein, die Stiefel noch voller Stroh. Er wischt sich die Hände an der Hose ab, nimmt sich ein Stück Brot vom Tisch. „Der Alte liest wieder Preise“, sagt er, ohne hochzuschauen.

Früher Vormittag. Die kleine Rosa liegt warm in ihrem Bettchen. Käthe ist beschäftigt mit Wäsche, Windeln, Handtüchern, Bettzeug. Und dann noch einmal den Kessel ansetzen für die weißen Kittel. Auf dem Herd köchelt das Mittagessen, wenn Hans nachher Pause macht.

Sie richtet sich auf und spürt plötzlich ein ungeheures Ziehen im Rücken. Sie streichelt leise über ihren hohen Bauch. Sie spürt ein kleines Strampeln auf der rechten Seite, das sie mit einem stillen Lächeln beantwortet. Diesmal ist die Schwangerschaft leichter.

In der Mittagspause zwischen eins und drei sitzen sie in der Küche beim Essen – meist schweigend. An solchen Waschtagen gibt es immer eine kräftige Suppe. – Heute Kartoffelsuppe mit Würstchen. Hans liebt die einfache Küche als etwas, was nicht beschwert.

Plötzlich wird es hektisch. Käthe zieht sich in Krämpfen zusammen. Sie weiß, jetzt geht es bald los.

Hans wird die Hebamme holen. Der Tischler muss heute allein im Geschäft bleiben.

Hans will sich heute um die kleine Rosa kümmern, wenn sie wach ist, um das heiße Wasser für die Hebamme und auf den neuen Erdenbürger warten.

Am frühen Abend hört er, wie sich die kleine Elisabeth ins Leben schreit und die Hebamme verkündet: „Mutter und Tochter sind wohlauf.“

Für ihn ist es nicht wichtig, dass es wieder ein Mädchen ist. Er nimmt die Kleine auf den Arm und sieht, dass sie ihm sehr ähnelt. Die gleichen verträumten Augen wie er als Kind.

Als er sich zu Käthe umwendet, schläft sie schon, von Erschöpfung gezeichnet. Das Gesicht blass mit einer tiefen Falte um den Mund.

Später wird er sich im Spiegel ansehen – lange - und entdecken, dass seine Augen heute viel härter schauen.

Der Abend ist dunkel, der Herd glimmt noch. Otto sitzt am Tisch, die Hände um die Tasse gelegt. Anna räumt die Teller weg, setzt sich an den Tisch ihm gegenüber, wie sie es immer tut, wenn er etwas erzählt.

„Der Belziger macht die ganze Mannschaft wild“, sagt Otto. „Der sagt, wir sollen die Arbeit niederlegen, wenn die Chefin uns nicht mehr Lohn zahlt.“

Anna hört zu. Sie sagt nichts. Ihr Blick bleibt ruhig.

„Ob der Belziger weiß, wovon er redet“, fährt Otto fort.

„Die könn’ alle große Töne spucken. In der anderen Ziegelei wird gerade entlassen. Zu wenig Aufträge.“

Er schiebt die Tasse ein Stück zur Seite. „Anna, wir sollten vielleicht noch sparsamer sein. Ein paar Vorräte anschaffen. Ich nehme nächste Woche auch nur den billigen Tabak.“

Anna nickt leicht. Nicht aus Zustimmung, sondern weil sie weiß, dass er recht hat.

„Und am Wochenende nehmen wir uns wieder Holz vor“, sagt Otto. „Und wenn du magst... auch Beeren und vielleicht finden wir schon die ersten Pilze.“

Anna legt das Tuch zusammen, das sie in der Hand hält. „Ja“, sagt sie leise.

Jetzt ist es so weit. Ein nigelnagelneuer Lebensmittelladen öffnet seine Türen. Mit allem, was das Herz begehrt. Über dem Eingang steht in großen Lettern sein Name. Stolz gemalt.

Drinne gibt es fast alles: Pralinen aus feinsten Schokolade, Butter, Käse, Wurst, Eier, saure Gurken vom Fass, frische und geräucherte Fische, Waschpulver, Konserven, Zucker, Mehl — sogar Farben. Eigentlich nichts, was er nicht führt. Der Tante-Emma-Laden.

Die Arbeitsbelastung ist enorm. Abends die Fische in Hamburg bestellen, morgens vor Ladenöffnung per Handwagen vom Bahnhof holen. Preise vergleichen, Ware ordern, Lieferanten bezahlen.

Den Eislieferanten nicht vergessen — die schweren Blöcke, 50 mal 30 Zentimeter, die im Sommer kaum drei Tage halten. Einnahmen zählen, zur Bank bringen, das Kassenbuch führen.

Der Abend nimmt kein Ende. Der Arbeitstag ist zu kurz. Die Kinder sind noch zu klein. Käthe kann nicht helfen.

Eine Verkäuferin muss her. Neue Kosten. Aber anders geht es nicht.

Endlich geht es aufwärts im Laden. Der Arbeitsdienst ist eingeführt, und schon hat Hans mehr Kundschaft: junge Männer, die am Freitag ihre Lohntüten bekommen und zum Wochenende bei ihm einkaufen.

Die Jobs sind schlecht bezahlt, aber besser als Stempeln — und essen müssen alle.

Parallel dazu wird für Mädchen ein Wirtschaftsjahr eingeführt. Für Hans sind das gute Nachrichten.

Er kann jetzt für seine beiden kleinen Prinzessinnen ein Kindermädchen engagieren, damit Käthe endlich mit anpacken kann.

Im Verkaufsraum arbeiten Hans und eine Verkäuferin — aber manchmal wird es trotzdem knapp.

Mit den Alten schließt Hans eine Übereinkunft, die für alle Seiten erträglich ist. Anstelle einer Ladenmiete dürfen sie sich bis zu einer festgelegten Summe mit Waren aus dem Geschäft versorgen.

So erscheinen sie am Monatsanfang mit einem Oktavheft im Laden, in das penibel jede Summe eingetragen wird.

Zwei süße Krabben hat sie da. Rosa und Elisabeth im Wägelchen, gezogen von einer lachenden Käthe. Sie will mit ihnen auf eine heitere Wiese. Butterblumen pflücken, kleine Kränze winden, den Duft von frischem Gras riechen, die kleinen Käferchen beobachten. Und die beiden Zwerge vor Freude quietschen hören.

Beim Zurückkommen von unten durch den großen Garten nimmt sie die Wäsche mit - trocken und warm duftend von Sonne und Wind.

Aus dem Fenster im oberen Stock schaut die Schwiegermutter. Kein Winken. Kein Lachen. Nur ein in die Ferne gerichteter Blick. Auch die beiden Prinzessinnen im Haus haben daran nichts geändert.

Nach dem Essen, die Kinder sind schon versorgt im Bett, kehrt Ruhe ein. Hans ist heute besonders aufgeräumt, dass ist selten.

Er erzählt lachend von dem alten Thurman, der heute bei ihm unbedingt Schrauben kaufen wollte.

Er hat ja nun schon fast alles in seinem Laden, aber Schrauben – nee. „Nee, Vadder – da musste ans Dorfende zu Steue, der hat Schrauben“. Sagt der Alte doch – dann brauch er keine. Der Weg sei ihm zu weit.

Später am Abend beim Zubettgehen wird Hans ihre Schultern massieren – ein abendliches Ritual.

Als Käthe sich ihm zuneigt wird er es unterbrechen und sich mit dem Satz: „Ich muss morgen früh raus“ zur Seite wenden.

Käthe spürt den Riss, - aber – sie wird ihn in Verständnis wandeln.

Am Sonntagvormittag ist Hans mit den Zwergen unterwegs zu Tante Mariechen und Onkel Fritz. Auf dem Hof gibt es für die Mädels viel zu bestaunen: Hühner, Gänse und Enten, aber auch Schweine, Kühe und sogar ein paar Pferde.

Hans will mit Fritzen über die Getreideernte reden, über die Preise, worauf man sich einstellen muss.

So hat Käthe neben dem Kochen ein bisschen Zeit – Zeit überhaupt zu denken.

Sie hat alle Hände voll zu tun. Kinder, Wäsche, Essen – aber ist das alles? Sie möchte mit ihren Freundinnen, Riccarda und Traute, einfach mal am Tage und ohne Männer zusammensitzen und klönen über Mode, über Tratsch – ganz normal. Aber im Moment fühlt sich alles an wie Hamsterrad.

Sie spürt, sie kann mit Hans darüber nicht reden. Er hat immer den Kopf so voll und kennt außer Arbeit eigentlich gar nichts. Es wäre für ihn befremdlich, seine Frau so zu hören.

Am Abend überrascht Hans sie.

Er entwickelt ihr den Plan von einem Kindermädchen für die Zwerge. Die könnte ihren Alltag entlasten. Doch dahinter – hinter dieser Idee gibt es ein aber: Käthe soll bereit sein, im Laden einzuspringen, wenn es nötig ist.

Käthe schaut zweifelnd. Will Hans vielleicht die Verkäuferin entlassen, um Geld zu sparen. Sie fühlt, wie ihre Freude schwindet. Sie weiß, sie kann die Verkäuferin nicht ersetzen.

Hans sieht es. Er entscheidet pragmatisch. Käthe soll nur einspringen, wenn Not an Mann ist.

Wenn einer ausfällt. Wenn einer dringend wegmuss. Nur in Ausnahmefällen.

Wer nicht dazugehört, verliert alles — wer dazugehört, gewinnt.

Die Stille ist zu hell. Die Kacheln wirken sauberer als sonst, als hätte jemand über Nacht eine neue Ordnung eingeführt.

Professor Mamlock, jüdischer Chefarzt bis gestern, steht da, den Kittel über dem Arm, die Hände zu ruhig, als müssten sie sich erst daran gewöhnen, nichts mehr zu tun.

Die Tür zu seinem Büro trägt ein Siegel. Ein dünner Faden, ein Stempel, ein Stück Papier. Mehr nicht.

Und doch ist es ein Ende.

Der Pfleger kommt vorbei, stellt ein Tablett ab, nickt ihm zu. „Herr Professor.“
Er sagt es bewusst, fast zu deutlich, als wollte er die alte Welt noch einmal aufrufen, bevor sie endgültig verschwindet.

Der junge Assistent steht schon im Vorraum. Zu früh. Zu gerade.

Das Parteiabzeichen am Kittel glänzt neu, fast unverschämt.

In seinem Gesicht liegen drei Schichten übereinander: Stolz, Nervosität, Scham.

Er steht hier, weil ein anderer fällt. Und er weiß, dass Mamlock das weiß.

Niemand spricht. Die Szene ist nicht eingeübt. Die Rollen sind verteilt. Die Körper noch nicht.

Mamlock sieht nicht auf den Assistenten. Er sieht auch nicht auf das Siegel.
Er sieht auf seine Hände, als müsste er sich vergewissern, dass sie noch ihm gehören.

Und in diesem Moment — in dieser Stille, in diesem hellen, zu sauberen Raum — endet etwas.

Nicht laut. Nicht sichtbar.

Aber endgültig.

Vielleicht ist die Ordnung das Ungeheuerliche.

Die Stille ist zu laut.

Wertschätzung.

Plötzlich Bewegung auf dem Flurabsatz. Zwei Beamte öffnen die Tür gegenüber.

Die Nachbarn sind vor Wochen verweist, sagt man.

Jetzt werden Inventarlisten angelegt: Wohnzimmer — Kommode, Tisch, Vitrine, Sofa, vier Sessel, ein Teppich.

Alles peinlich genau verzeichnet, bis zum letzten porzellanenen Nachttopf.

Die Wohnung aufgerissen, ausgeweidet, der Wertschätzung preisgegeben.

Morgen wird hier auktioniert. --- "Die Stehlampe könnte mir gefallen."

Die Selbstbeteiligung der Gesellschaft.

Die kleinen Geschäftsleute, die sich abstrampeln. während der große Kaufmann schon Auto fährt.

Die Freunde, der Mühlenbesitzer und der Bürgermeister sind längst Parteigenossen – was will man da noch erklären.

Selbstverständlich wird man es auch.

Und dann sagt sie zu dem jüdischen Arzt, der vor ein paar Jahren ihr Kind gerettet hat : „Ich möchte nicht, dass Sie zukünftig hier einkaufen. Ich werde Sie nicht mehr bedienen.“

Er ist Ziegeleiarbeiter. Harte körperliche Arbeit. Hohe Unfallgefahr. Und der Lohn reicht trotzdem nicht.

Volle Auslastung – aber kein Wohlstand. Realität in den meisten Arbeiterfamilien.

Aber wer jahrelang am Rand der Existenz lebt, auf den wirkt jede sichtbare Veränderung wie ein Versprechen.

Die National Sozialistische Deutsche Arbeiterpartei ist jetzt an der Macht.
„Juden raus! – Juden raus!“.

Veränderungen. Schrittweise. Nicht plötzlich.

Eine Nachbarin. Immer :„Guten Tag“. Plötzlich „Heil Hitler.“ ...

In drei Monaten überall Uniformen und Parteiabzeichen. ... plötzlich fliegen die Hände.

"Ich bin von Kopf bis Fuß... auf Liebe eingestellt" ... " Sonst noch wat?

Für die anderen entsteht Dachau.

Verhaftungen.

Sozialdemokraten.

Kommunisten.

Gewerkschaftler.

Missliebige Personen.

Inhaftiert.

Weggesperrt.

Kritiker verschwinden. ...

„Und sonst gar nichts“.

Welcher Unterschied besteht zwischen dem Dritten Reich und der Straßenbahn?

Keiner. In beiden Fällen steht vorn der Führer. Hinter ihm steht das Volk.

Wer nicht hinter ihm steht, der sitzt.

Dauernd wird kassiert.

Abspringen während der Fahrt ist verboten.

Auf dem Opernplatz werden Exekutionen durchgeführt - vor aller Augen.

Bücherverbrennungen „undeutscher Bücher“. In Berlin von Hassreden Goebbels begleitet.

Veranstalter: Die nationalsozialistisch dominierte Deutsche Studentenschaft oft in SA – und SS-Uniform.

Als Loyalitätsbeweis für Studenten und Professoren und gegen den zersetzenden jüdischen Geist und marxistische Lehren.

Es ist Volksfeststimmung. Fanfaren. Fackeln leuchten in die Dämmerung.

„Hiermit übergebe ich den Flammen:

Sigmund Freud, Heinrich Mann, Erich Kästner, Kurt Tucholsky ... -

Ein Vorgeschmack.

Die Wiedereinführung der Wehrpflicht.

Während die Arisierung zur Routine wird und die Gewalt in Aktenform gerinnt, verschiebt sich gleichzeitig die gesellschaftliche Temperatur.

Die Uniformen werden vertraut.

Die Fahnen selbstverständlich.

Die Marschmusik alltäglich.

Die politische Gewalt trifft zuerst die Geschäfte, die Wohnungen, die Bücher, die Rechte.

Doch parallel dazu beginnt ein anderer Zugriff: der Zugriff auf die Körper.

Mit der Wiedereinführung der Wehrpflicht öffnet sich ein neuer Raum.

Für die jungen Männer ist es kein Zwang, sondern ein Aufbruch.

Die Väter, vom Ersten Weltkrieg gebrochen, arbeitslos oder nur auf Zeit beschäftigt, schweigen.

Sie sind erschöpft, ohne Aussicht, ohne Zukunftsversprechen. Die Söhne wollen nicht in diese Stille hineinwachsen.

Jetzt wird aus dem Spiel der HJ-Jahre Ernst – aber ein Ernst, der sich wie ein Beginn anfühlt.

Endlich können sie sich beweisen: in Ausdauer, in Stärke, in Leistung. Der Körper wird zum Maßstab, nicht mehr die Herkunft.

Die Jugend ist vorbereitet – die HJ hat die Körper geformt, die Haltung, den Gleichschritt, das Gefühl, Teil eines größeren Ganzen zu sein.

Der Umgang mit Waffen wird wie ein Initiationsritus zelebriert. Ein Gewehr in der Hand bedeutet Kontrolle, Erwachsensein, Bedeutung.

Die Wehrpflicht wird zu einer Mischung aus Abenteuer, Aufstieg und Verführung.

Ein Übergangsritual in eine neue Männlichkeit, getragen von Gleichaltrigen, Kameradschaft, Uniformen, Marschmusik.

Jetzt tritt der Staat hinzu und macht aus der Pose eine Pflicht.

Der Druck steigt spürbar.

Flucht aus Deutschland.

Wer mit diesem System kollidiert, die falsche Religion, oder die falsche Hautfarbe hat, ist seines Lebens nicht mehr sicher.

Wer es sich leisten kann oder muss, packt nachts den Koffer.

Die Nachbarn sollen nicht sehen, dass man geht.

Zwischen 1933 und 1937 verlassen rund 130.000 Juden das Land.

Edith Frank schreibt 1937: „Ich glaube, alle deutschen Juden suchen heute die Welt ab und können nicht mehr rein.“

Die Flucht erfolgt in Wellen: nach 1933 die ersten,

nach der Kristallnacht ein massiver Anstieg,

und mit Kriegseintritt wird jede Ausreise fast unmöglich.

Je später sie aufbrechen, desto enger, gefährlicher, auswegloser wird der Weg.

Viele fliehen in die Schweiz, nach England, Frankreich, Palästina oder Lateinamerika.

Sie leben in billigen Pensionen, warten, hoffen, hungern.

Manche springen aus dem Fenster, wenn das Geld zu Ende ist.

Mit Kriegsausbruch werden sie in England zu „Aliens“ und in Lager gesteckt.

In Frankreich auf Sportplätzen interniert.

In Paris beginnt die nächste Flucht, nachdem die Wehrmacht die Stadt besetzt:

Seghers, Döblin, Mann mit Familien – hunderte warten in Marseille auf ein Visum, das kaum ein Land ausstellt.

Walter Benjamin schafft es nicht über die Pyrenäen.

Und während sie fliehen, duckt sich die Welt weg. Schiffe voller Flüchtlinge finden keinen Hafen, der sie aufnimmt.

Niemand wartet auf sie.

Die Dokumente werden zur Falle. 1941 entzieht Deutschland allen im Ausland lebenden Juden die Staatsangehörigkeit.

Staatenlosigkeit als Waffe.

Und wer es schließlich schafft, irgendwo anzukommen, steht vor der Sprachbarriere.

Viele Künstler können ihren Beruf nicht mehr ausüben.

Hollywood saugt deutsche Schriftsteller als Zulieferer für drittklassige Drehbücher auf.

Brecht schreibt für die Weigel eine stumme Rolle, weil ihr Englisch für die Bühne nicht reicht.

Für Deutschland bedeutet diese Flucht den Verlust seiner geistigen und wissenschaftlichen Elite.

Die Reichspogromnacht – die Logik der Enthemmung von unten.

Die Gewalt beginnt in der Nacht vom 9. auf den 10. November – und hält in vielen Städten noch Tage an. Ein mehrtägiger Hexensabbat.

1400 Synagogen brennen. Tausende Geschäfte werden zerstört. 30.000 jüdische Männer verhaftet. Abtransport. KZ.

Was als koordinierte Aktion beginnt, wird binnen Stunden zu einem Sturm.

Und dieser Sturm wächst. Ein Orkan aus Enthemmung und Straflosigkeit - gewollt.

Die Straßen voller Scherben, als hätte jemand das Land selbst zerschlagen.

Die SA marschiert, jöhlt, zerstört. Die Nachbarschaft sieht zu, hört zu, schweigt, oder macht mit.

Ariel steht am Morgen danach vor seinem Laden. Vier Generationen. Ein deutsches Geschäft.

Die Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg im Nachttisch.

Gestern war er Nachbar. Heute ist er Fremder. Die Straße ist dieselbe. Die Blicke nicht.

Für viele ist es der Moment, an dem klar wird: Wer bleiben will, wird nicht überleben.

Wenn die Menschen nebenan plötzlich abgeholt werden – fragt einer nach?

Weiß einer etwas? Interessiert es überhaupt.

Die Erbschaft der Wachheit

Wachheit heißt: prüfen, bevor ich zustimme.

Wachheit heißt: misstrauen lernen in einem Land,
das militärischer Sprache nicht traut.

Wachheit heißt: nicht glauben, dass ein Jahr Ausbildung reicht —
wofür eigentlich, für welche Ordnung, für welche Zukunft.

Wachheit heißt: Pflicht nicht mit Verantwortung verwechseln.

Und Gehorsam nicht mit Haltung.

*Hänschen ist fünf. Er spielt im Hof, es ist Sonntag. Plötzlich erklingt von der Straße her Musik –
Marschmusik, laut, schmetternd, verlockend. Hans hält inne, die Hände noch im Sand.*

Dann strahlt er, springt auf, läuft los, schon halb aus dem Hof hinaus.

*Otto hat es vom Fenster aus gesehen. Er kommt die Treppe hinunter, schnell, aber ohne Hast.
Er erreicht Hans an der Straße, fasst ihn am Arm und zieht ihn zurück. „Wir laufen da nicht mit“,
sagt er. ... Mehr nicht.*

*Es ist so weit. Hans eröffnet beim Mittagessen, dass er nachmittags auf das Postamt geht. Er muss
dringend mit Hamburg über die nächste Fischlieferung sprechen. Käthe soll im Laden einspringen.*

*Ja, irgendwann ist immer das erste Mal, denkt sie. Sie nimmt es wie eine Mutprobe.
Sie streift den weißen Kittel über und steigt die Treppe hinunter ins Geschäft. Die Verkäuferin öffnet
gerade die Tür. Draußen ist Sonnenschein. Es ist ruhig.*

Drinne ist Schweigen und die Ruhe breitet sich aus wie ein ohrenbetäubender Lärm.

*Käthe sieht, dass die Regale befüllt werden müssten. Aber sie weiß auch, wenn sie das jetzt
übernimmt, hat sie in diesem Raum verloren.*

Die Verkäuferin weiß, dass ihr gerade eine Konkurrenz entgegenwächst. Sie ist nicht bereit das Feld kampflos zu räumen. Sie zögert.

Die Tür geht. Die alte Frau Schmidt aus der Siedlung kommt herein. Käthe kennt sie. Eine feine alte Dame. Sie geht freundlich auf sie zu und fragt nach ihren Wünschen.

Die beiden plaudern sogar.

Die Verkäuferin holt schweigend die Leiter und füllt die Regale auf.

Frau Schmidt kauft nur ein paar Kleinigkeiten, die für Käthe kein Problem darstellen. Der rasselnde Klang der Registrierkasse beendet den Einkauf mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen“. - Probe bestanden.

Abends nach Geschäftsschluss wischt Käthe den Boden feucht über. Hans ist noch im Büro.

Vom Türrahmen aus kann sie ihn sehen. Hans sitzt über Rechnungen und Listen, die Stirn in Falten. Er sitzt wie in einer Falle. Er hat für nächste Woche die Dachdecker für die Remise bestellt. Aber er braucht auch dringend neue Tüten und Papier.

Käthe tritt hinter ihn. Sie legt eine Hand auf seine Schulter. Sie sieht die Zahlen und versteht sofort. Sie sagt leise: „Ich spreche mit meinem Vater.“

Hans hebt den Kopf, will widersprechen — und tut es nicht. Er nickt nur und greift nach ihrer warmen Hand.

Seine Prinzessinnen sind jetzt neun und zehn Jahre alt. Das Kindermädchen gibt es schon lange nicht mehr. Manchmal wuseln sie im Laden herum, meistens sind die kleinen Wildfänge draußen mit ihren Freundinnen.

Nur die kleine Rosa ist gern bei ihrem Papa. Sie weiß längst, dass sie sein Liebling ist.

Sie hilft beim Eintüten von Zucker — der kommt in 50-Kilo-Säcken und muss per Hand in 1-Kilo-Tüten umgefüllt werden. Oder sie schaut zu, wie der Papa die Butterblöcke in genau 250-Gramm-Stücke schneidet und vorsichtig in Fettpapier wickelt.

Am liebsten aber geht sie abends mit der „Bombe“ zum Bankfenster, um die Tageseinnahmen einzuwerfen. Da fühlt sie den Stolz der ganzen Familie.

Ihre Schwester ist ganz anders.

Verträumt und so bummelig. Wenn sie einen Auftrag bekommt, bleibt sie ewig weg — und kommt dann mit einem Arm voller Wiesenblumen zurück, strahlend, weil sie der Mama eine Freude machen will.

Fragt man sie nach dem Auftrag, schaut sie erschrocken auf: Sie hat ihn vergessen.

Deshalb schicken die Großen zum Ausliefern lieber gleich beide los.

Es geht grad so - mal besser und mal schlechter. In sein Geschäft kommen vor allem die Arbeiter und kleinen Leute zum Einkaufen, die – die immer nach einem Sonderangebot fragen, wenn zum Wochenende schon wieder Dunkeltuten droht.

Oder die älteren Witwen, die sich immer die Ware nach Hause bringen lassen.

Da sieht er doch, dass der Kaufmann Benke, der in der Mitte des Dorfes das tradierte Lebensmittelgeschäft führt, mit einem Auto durch die Straße fährt.

Was für ein Schock.

Der kann jetzt nämlich über Land fahren und bei den Bauern direkt billig einkaufen, wo Hans immer den Zwischenhändler braucht. Das treibt ihm Falten auf die Stirn.

Und zu allem Überdruss kriegt er noch einen Streit zwischen seiner Frau und der Verkäuferin mit. Was soll das?

Kann Käthe nicht einmal die Füße stillhalten – man.... Er buckelt von morgens bis abends, um das Schiff wenigstens auf Kurs zu halten und überall läuft er gegen Wände.

Er hat für heute genug. Er macht Feierabend.

Schräg gegenüber im Wirtshaus sitzen sie alle, die schon längst Feierabend haben – der Müllersohn, der Bürgermeistersohn – seine Kumpels, die haben vielleicht das bessere Ende von der Wurst erwischt.

Der Kneipier guckt auf, nickt und Hans sagt an: „Eine Runde für alle.“

Wenigstens heute soll es einmal leicht sein – mit Lachen, mit Bier trinken und ein bisschen fröhlich sein. „Prost!“

Die Familie wohnt noch in der Arbeitersiedlung, dicht an der Ziegelei.

Hans geht in die Malcheschule, vier Klassen in einem Raum.

Er ist wach, neugierig, er will lesen können, so schnell wie möglich.

Mit acht bekommt er ein Fahrrad. Vor der Schule fährt er Zeitungen aus, um die Haushaltskasse aufzubessern. Wenn er ein paar Minuten hat, liest er erst die Überschriften, bevor er sie einwirft.

Freitags ist Einkaufstag. Anna gibt ihm den Zettel und das Geld, abgezählt, knapp.

Beim Fleischer reicht es immer gerade, um den Einkauf der letzten Woche zu bezahlen. Vater, Mutter, ein Jugendlicher, ein Kind – und Ottos Lohn reicht nicht.

Hans legt die Münzen auf den Tresen, ordentlich, wie Anna es ihm gezeigt hat. Der Fleischer nickt, schreibt etwas in sein Heft, reicht ihm das Päckchen. Hans steckt es in die Tasche seines Fahrrads und fährt heim.

Er tritt kräftig in die Pedale. Er weiß, dass Anna am Fenster steht und auf ihn wartet.

Im Haus ist den ganzen Tag eine leise Unruhe. Hans hat im Laden schon einen großzügigen Präsentkorb bereitgestellt und Käthe den guten Wein.

Jetzt steht sie vor dem Kleiderschrank und fragt sich, was sie anziehen soll. Traute hat ihr letzte Woche ein neues Kleid gezeigt, und Käthe hat ihres vom letzten Jahr bei der Schneiderin ändern lassen. Es sitzt wie neu. Was soll's.

Der Abend ist heiter. Warmes Licht, Gläserklingen. Albert schwärmt vom neuen Motor für die Mühle — man müsse praktisch sein im Leben.

Hermann erzählt von seiner neuesten Idee: Die Parteizentrale der Nachbarstadt wolle vielleicht ein Weiterbildungswerk im Dorf einrichten.

Hans steht daneben und denkt: Die reden wie immer. Trotz ihrer Parteiabzeichen.

Hermann stupst ihn an, schmunzelnd: „Hans, Beziehungen sind alles. Man muss sich zeigen.“

Aus dem Nebenraum hört man die Frauen lachen, Ricarda hat eine große Bowle auf den Tisch gestellt. Die Männer feiern es und wechseln zu ihnen hinüber.

Es wird ein unbeschwerter Abend, mit Lachen, Witzen, Tanz — bis weit nach Mitternacht.

Auf dem Heimweg ist Hans still. Hat Hermann recht? Muss man sich zeigen, wenn man dazugehören will?

Käthe spürt es. Sie sagt: „Hans, die sind doch so wie immer. Ganz normal. Das sind doch unsere Leute.“

Käthe steht im Flur des kleinen Häuschens am Markt.

Sie begrüßt ihre Mama und bringt ihr einen Strauß Gladiolen - die großen weißen, die sie so mag. Frau Wachtmeister zeigt auf die Arbeitszimmertür, der Vater ist noch beschäftigt.

Käthe schlüpft leise durch die Tür und sieht, wie er Papiere sortiert. Er schaut auf und schon überzieht ein Lächeln sein Gesicht. Er bittet sie auf den Stuhl vor dem Schreibtisch.

Sie zieht die Spitzenärmel ihrer Bluse unter der Jacke hervor und schiebt die kleine Tonfigur, die immer auf seinem Schreibtisch steht, ein Stückchen weiter: „Papa, ich will dir einen Vorschlag machen.“

„Ein Vorschlag? Von dir? Da muss ich aufpassen, dass ich nicht über den Tisch gezogen werde.“

Sie müssen beide lachen.

Käthe bietet ihm leise ein kleines Geschäft an: Der Wachtmeister verleiht einen bestimmten Betrag an Geld und bekommt die Summe nach 10 Tagen mit einem Zinssatz von 0,3 % zurück.

Der Wachtmeister versteht die Situation sofort. Er blickt ihr offen ins Gesicht.

„Du wirst mich doch nicht zu einem reichen Mann machen wollen, Käthe.“ Und beide lachen – diesmal wie zwei Verschworene.

In Käthe löst sich ein warmes Rieseln.

Die Stille ist zu laut.

Der sichtbare Wohlstand entsteht aus unsichtbarem Raub.

Ganz Deutschland hört. Die Goebbels-Schnauze steht in den Wohnzimmern, auf den Küchentischen, in den Amtsstuben. Die Stimmen werden gleich, der Ton wird einheitlich, die Pausen verschwinden.

Und ganz Deutschland sieht. Die Kinos hängen voll mit Plakaten, die das neue Ideal zeigen: strahlende Gesichter, klare Linien, starke Körper, heile Welt. Ein Bildraum, der vorgibt, wie Zukunft auszusehen hat.

Und gleich daneben beginnt die andere Bilderwelt: die Ausstellung „Entartete Kunst“, in der alles gezeigt wird, was nicht sein darf.

Bilder von Grosz, die die Zeit zerlegen. Farben von Chagall, die zu fremd wirken.

Die Linien des Blauen Reiters, zu schroff, zu frei, zu wenig gefällig. Kunst, die nicht beruhigt, sondern aufreißt.

Noch in den fünfziger und sechziger Jahren bleibt diese Fremdheit bestehen — nicht wegen der Ausstellung, sondern weil diese Bilder sich weigern, sich anzupassen.

Zur gleichen Zeit beginnt die **Verfolgung homosexueller Männer**.
Verhaftungen, Gefängnisstrafen, KZ-Häftlinge mit dem rosa Winkel.

Die SS baut Buchenwald. Die Aktion „Arbeitsscheu Reich“ macht Jagd auf sogenannte Asoziale, auf Sinti und Roma.

Kein öffentliches Thema, kein Aufschrei, nur ein weiteres Feld, auf dem der Staat alles vernichtet, was nicht in sein Bild passt.

Die sogenannten **Misch-Ehen** geraten unter Druck. Manche Paare halten zusammen, trotz Drohungen, trotz Isolation.

Andere trennen sich auf dem Papier, um die Kinder zu schützen, um den nicht-jüdischen Partner zu entlasten, um Zeit zu gewinnen.

Wieder andere zerbrechen wirklich, unter dem Gewicht der Scham, der Angst, der gesellschaftlichen Ächtung.

Die Behörden drängen, die Nachbarschaft schweigt, die Luft wird dünner.

Gewalt wird zu Formularen, Stempeln, Akten.

Die Arisierung wird zum Verwaltungsakt.

Jüdische Geschäftsinhaber werden durch Boykotte, Berufsverbote, oft unter Mitwirkung staatlicher Stellen gezwungen, ihre Geschäfte aufzugeben.

Als Mitgründer werden sie aus der Firma herausgedrängt.

Der nächste Schritt sind Sperrkonten, Sondersteuern, Zwangsverkäufe – immer zugunsten reinrassiger Deutscher.

Das Vermögen jüdischer Familien wird umverteilt. Gewerkschaften und Parteien werden ausgeraubt, besetzte Länder ausgeplündert.

Finanzämter, Beamte, Notare, Rechtsanwälte und Bankdirektoren sind beteiligt. Demnächst wird auch die Zwangsarbeit zum ökonomischen Motor.

Und während die Formulare sich stapeln, redet sich jeder ein, er sei nur ein kleines Rädchen. Dass er nichts ändern könne.

Dass er korrekt arbeite. Dass er Schlimmeres verhindere. Dass er nicht verantwortlich sei.

Dass er nur unterschreibt. Die Lüge wird zur Atmosphäre.

Deutschlands außenpolitischer Furor – die Logik der Enthemmung von oben.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Deutschland außenpolitisch schon eine Menge bewegt:

Austritt aus dem Völkerbund, aus der Genfer Abrüstungskonferenz, Proklamation der Rüstungsfreiheit, Anschluss Österreich, Einmarsch in das Sudetenland zur Befreiung der deutschsprachigen Bevölkerung.

Das entmilitarisierte Rheinland wurde besetzt.

Bei der Saarabstimmung hatten 90,67 Prozent der Saarländer für den Anschluss an das Deutsche Reich gestimmt.

Die Großmächte England und Frankreich antworteten mit Schnappatmung und Appeasement.

Man wollte durch eine gewisse Toleranz gegenüber Revisionen des Vertrages von Versailles Hitlers territorialen Ansprüchen entgegenkommen und Deutschland auf friedliche Weise in die europäische Staatengemeinschaft einbinden.

Und Hitler versicherte, was die anderen hören wollten – keine weiteren territorialen Ansprüche mehr in Europa zu haben. Und schloss seinerseits Abkommen – mit Mussolini.

Hitler bewegte sich wie ein Spieler auf dem politischen Parkett: er setzte den Schlag – wartete auf die Reaktion – weil keine kam, holte er zum nächsten Schlag aus – weil er es konnte.

Und die Bündnisverhandlungen mit der Sowjetunion mit der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes ließen kaum Zweifel, dass jetzt ein anderes Kapitel beginnen würde.

Der Vertrag enthielt zugleich ein geheimes Zusatzprotokoll, in dem die Vertragspartner ihre jeweiligen Einflussphären in Osteuropa bestimmten.

Es sah unter anderem die Aufteilung Polens vor.

Die Scharade davor.

Gleiwitz war ein deutscher Grenztort, der sich besonders eignete, weil dort ein großer Rundfunksender stand, der als „Stimme nach außen“ genutzt werden konnte.

Ein Angriff auf einen Radiosender wirkt international dramatischer als ein Schusswechsel auf einem Waldweg.

Die SS konnte dort relativ leicht eindringen, weil Personal vor Ort eingeweiht oder abgezogen war. Das Kommando musste nur kurz die Sendung unterbrechen, um eine vierminütige polnischsprachige Botschaft zu senden.

Um den „Beweis“ perfekt zu machen, wurde ein Mann – Franciszek Honiok, ein Oberschlesier – in polnischer Uniform ermordet und als angeblicher Angreifer zurückgelassen.

So geschehen am 31.08.1939. Hitlers Kommentar: „Die Glaubwürdigkeit ist gleichgültig, im Sieg liegt das Recht.“

Die Propaganda meldete am nächsten Morgen: „Polnische Soldaten haben deutschen Boden angegriffen.“

Das war die Rechtfertigung für den Angriff, der längst beschlossen war.

Einberufung ohne Worte.

Sie stehen im Radiogeschäft. Stille. Der Führer spricht.

Eine gespannte Ungewissheit, die sich nicht löst. Die Worte aus dem Lautsprecher fallen in den Raum wie Blei.

Kein Funke, kein Raunen, kein vaterländisches Aufflammen.

Nur diese starre Leere in den Gesichtern, als wüssten sie nicht, wie man auf diesen Augenblick antwortet.

Bevor alle wieder auseinandergehen, tritt der Lehrling einen Schritt zurück, als hätte er einen Auftrag gehört, den niemand ausgesprochen hat.

Er steigt die Treppe hinab, holt die rote Fahne mit dem Emblem, bereit für eine Festlichkeit, die sich nicht einstellen will.

Er tut es, weil der Augenblick ein Zeichen verlangt. Weil die Geste weiterlebt, auch wenn die Menschen verstummen.

Mit den Lebensmittelkarten begann zeitgleich der Krieg im Alltag.

Ein stiller Schock, der jedem klar macht, dass die Normalität vorbei ist.

Ein stiller Schock, der jedem klar macht, dass die Normalität vorbei ist

Es ist Herbst.

Im Laden stehen die Pfützen von abgetropften Schuhen und Pelerinen.

Käthe holt Eimer und Wischlappen. Sie summt einen Ohrwurm aus dem Radio.

Da geht die Tür. Beim Anblick des Eintretenden strafft sie sich. Sie begrüßt ihn nicht. Sie fragt ihn nicht nach seinen Wünschen.

Sie richtet sich auf. Sie räuspert sich. Und sagt:

„Ich möchte nicht, Herr Abraham, dass Sie hier weiter einkaufen. Ich werde sie nicht mehr bedienen.“ – Stille.

Der Angesprochene verlässt ohne ein Wort das Geschäft. ...

Käthe schaut ihm nach. Nur einen Atem lang. Dann senkt sie den Blick.

Hans sitzt in seinem Büro. Er hat es gehört. Er sagt nichts

Der Regen klopft an die Scheiben.

Ernst ist sechzehn. Der Stall ist sein Ort, mehr als die Küche, mehr als das Feld. Hier riecht es nach warmem Atem, nach Heu, nach dem ruhigen, schweren Leben der Tiere.

Die Kühe stehen dicht beieinander, ihr Schnauben füllt den Raum wie ein langsamer Takt. Ernst zieht den Melkschemel heran, setzt sich, legt die Stirn kurz an die Flanke der Kuh.

Das macht er immer, bevor er beginnt. Nicht aus Sentimentalität, sondern weil es ihn sammelt.

Die Kuh ist warm, verlässlich, ein Tier, das nichts fordert, außer Futter und Ruhe. Er melkt gleichmäßig, ohne Hast.

Seine Hände wissen, was sie tun. Er redet nicht viel, aber manchmal murmelt er den Kühen etwas zu, halbe Sätze, die niemand sonst hören soll.

Draußen hört man Schritte. Fritz, schwer, bestimmt. Ernst weiß, was das bedeutet. Seit Wochen reden die Männer im Dorf über Einberufungen. Über Listen. Über Jahrgänge. Über Jungen, die plötzlich Männer sein sollen.

Fritz bleibt in der Tür stehen. Er sagt nichts. Er schaut nur zu, wie Ernst arbeitet. Ein Junge, der schon die Bewegungen eines Mannes hat, aber nicht die Härte.

„Du machst das gut“, sagt Fritz schließlich. Ernst nickt, ohne aufzusehen.

Die Kuh schnaubt leise. Der Eimer füllt sich. Der Morgen ist wie immer.

Und doch hängt etwas in der Luft, das nicht hierher gehört.

Hans und Käthe sind beide im Geschäft. Die Verkäuferin hat sich krankgemeldet. Hans ist heute besonders gereizt. Der Lieferant hat nur die Hälfte der Bestellung geliefert.

Und dazu noch eine Eintragung ins Heft von beiden Mädels: sie hätten sich beide bei einer Rangelerei auf dem Schulhof beteiligt.

Das wird ja immer schöner. Hans greift durch.

Die Mädels sollen jetzt 3 Schulheftseiten schreiben: Ich darf mich in der Schule nicht prügeln.

Die Beiden sitzen vor ihren Heften. Draußen scheint die Sonne verlockend. Rosa will fertig werden. Sie hat schon eine Seite runter.

Aber Elisabeth ist tot traurig und nichts geht vorwärts.

Da nimmt die Rosa Elisabeths Heft und zeigt ihr, wie es schneller geht – sie schreibt erst „Ich“ auf jede Zeile der Seite.

Dann „darf“, dann „mich“ ... so schreiben sich die Wörter schneller und man muss nicht über den Sinn grübeln...

Den Rest managt die Rosa. Sie legt dem Papa die Hefte vor und weiß, dass er zufrieden sein wird. Käthe prüft die Kleiderordnung, streicht den beiden übers Haar und dann geht's endlich raus.

Der Morgen ist kühl. Ein dünner Nebel liegt über dem Hof. Ernst ist im Stall, wie immer. Die Kühe schnauben warm, der Eimer füllt sich gleichmäßig. Es ist ein Morgen wie viele — und doch nicht.

Fritz steht draußen vor der Stalltür. Die Hände tief in den Taschen. Er weiß, was heute kommt, aber er tut so, als wäre es ein gewöhnlicher Tag. Er schaut auf den Boden, auf die Spuren der Stiefel im Sand.

Marie kommt aus der Küche, das Tuch über die Schultern gelegt. Sie wirkt ruhig, fast streng. Sie sagt nichts über den Abschied.

Sie sagt nur: „Er soll noch was essen.“ Ihre Stimme ist fest, nicht hart.

Fritz tritt in den Stall. Ernst schaut kurz auf, lächelt ein kleines, unsicheres Lächeln. „Ich mach das noch fertig“, sagt er.

„Ja“, sagt Fritz. „Mach.“

Er lehnt sich an den Türrahmen. Nicht, um etwas zu verhindern. Nur, weil er nicht weiß, wohin mit seinen Händen. „Die sollen mal die Finger von den Jungen lassen“, murmelt er.

Marie steht jetzt in der Tür. Sie schaut die beiden an, erst den Mann, dann den Jungen. „Komm rein“, sagt sie zu Ernst. „Du musst noch was essen.“

Ernst nickt. Er stellt den Eimer ab. Die Kuh schnaubt leise.

Fritz räuspert sich, als müsste er etwas sagen, findet aber keinen Satz, der passend wäre.

Marie legt Ernst eine Hand auf den Rücken, ganz kurz.

Ab jetzt ist alles anders. Ernst ist Soldat.

Ein Amtsbrief liegt auf Hans' Schreibtisch. Er war heute Morgen in der Geschäftspost.

Er soll sich am soundsovielten zu einer festgelegten Uhrzeit im Musterungsbüro vorstellen.

*Das sitzt wie ein Schlag in die Magengrube. Er muss sich erst sammeln.
Wie soll er das Käthe und den Kindern sagen.*

Abends entscheiden die Erwachsenen, dass die Kinder draußen bleiben.

Käthe hat Hoffnung. Hans ist schwer herzkrank. Das werden die Ärzte sehen. Und er ist Familienvater.

Es wird nur ein formaler Schritt sein, sagt sie. Der Gang in dieses Musterungsbüro.

Hans weiß im Moment gar nichts. Er wird hier gebraucht. Er kann nicht weg. Abwarten.

Der Tag ist da. Der Krieg läuft schon länger. Die Militärärzte haben die Aufgabe, Lücken zu schließen.

Herzkrank hin oder her — Hans ist tauglich.

Es ist wieder so weit. Niemand fragt. Für Otto schon zum zweiten Mal in seinem Leben. Diesmal werden Vater und Sohn einberufen. Otto und Kurt. Zwei Männer aus demselben Haus.

Der Brief liegt morgens auf dem Tisch, grau, amtlich, ohne jedes Zögern.

Anna hält ihn in der Hand, als gehöre er nicht in dieses Haus.

Es ist schrecklich. Niemand kann sagen, ob, wann, wo und wie man sich wiedersehen wird. Aber niemand sagt etwas.

Otto packt seine Sachen. Kurt steht daneben, stiller als sonst. Hans sieht zu, ohne zu verstehen.

Anna faltet die Hemden, legt sie in die Taschen, so ordentlich wie immer. Sie macht keine Szene. Sie macht, was getan werden muss.

Als die beiden gehen, bleibt die Tür einen Moment offen. Dann fällt sie ins Schloss.

Die Kinder stürmen die Treppe hoch. Noch ganz verschwitzt vom Ausliefern und ein paar Pfennigen Trinkgeld.

Sie waren heute Nachmittag mit dem Wägelchen die Einkäufe ausliefern in der Siedlung bei Mutter Rasch, bei Holdingers und bei der netten Frau Schmidt.

Hans und Käthe sind im elterlichen Schlafzimmer. Hans packt seine Tasche: Unterwäsche, Socken, Hemden, Waschzeug, Rasiermesser. Er legt noch ein Hemd obenauf. Käthe schließt seine Reisetasche ohne Worte.

*Plötzlich stehen die Kinder im Raum. Rosa fragt: „Wo fährst du hin, Papa? Kann ich da mit?“
Die beiden Großen sehen sich stumm an. Hans Blick schweift aus dem Fenster. Käthe atmet tief ein.
Keiner antwortet.*

Ein fahles Licht liegt über dem Hof, die Hühner scharren.

*Marie öffnet das Küchenfenster, stellt den Wasserkessel auf den Herd, schneidet Brot. Ihre
Bewegungen sind ruhig.*

Fritz ist draußen. Er geht über den Hof, prüft die Zäune, schaut nach den Pferden.

Er macht das jeden Morgen. Heute nicht anders.

Ernst ist nicht da. Der Stall ist leerer als sonst. Die Kühe stehen still.

Marie hört Fritz' Schritte vor der Tür. „Die Pferde sind ruhig“, sagt er. „Gut“ sagt Marie.

Der Tag zieht sich. Marie fegt den Flur.

Fritz repariert ein lockeres Brett am Schuppen. Die Sonne kommt nicht richtig durch.

Am Nachmittag setzt sich Fritz auf die Bank vor dem Haus.

Er schaut auf den Weg, der zum Dorf führt. Der Weg ist leer. Marie bringt ihm eine Tasse Kaffee.

Er nimmt sie. „Danke“, sagt er.

*Sie bleibt stehen, die Hände an der Schürze. „Ein ruhiger Tag“, sagt sie. „Ja“, sagt Fritz. „Ein
ruhiger Tag.“*

*Es ist der letzte, bevor der Brief kommt. Der letzte, bevor Fritz das Pferd sattelt und zu seiner
Einheit reitet.*

Der letzte, bevor der Hof zwei Männer weniger hat.

Heute ist es nur ein stiller Hoftag.

Es ist Krieg. Es ist Krieg. Es ist Krieg.

Der Krieg tobte weltweit. Dies ist der europäische Raum.

Die Scharade von Gleiwitz. Die Propaganda meldete am nächsten Morgen: „Polnische Soldaten haben deutschen Boden angegriffen.“

Das war die Rechtfertigung für den Angriff, der längst beschlossen war.

Danach beginnt ein Sprechen, das sich selbst misstraut. Die Worte stehen noch da, aber sie tragen nicht mehr.

Die Lüge ist nicht länger ein Gegenstand, den man benennen könnte — sie ist das Klima, in dem man atmet.

Und während draußen ein Spätsommertag ist, warm, fast freundlich, wird im Inneren des Landes etwas umgelegt:

Die Wirklichkeit wird zur Behauptung. Die Behauptung wird zur Waffe.

Und die Sprache verliert ihren Halt.

Der Krieg beginnt nicht mit Explosionen. Er beginnt mit einer Stimme im Radio, die behauptet, was nicht geschehen ist.

Er beginnt mit einem Satz, der die Zeit verschiebt: „Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen.“

Der Großraum als Gewaltordnung.

Tschechoslowakei. Polen. Dänemark. Norwegen. Benelux. Frankreich. England.

Deutschland erzwingt durch Gewalt einen Großraum, der Europa ökonomisch, politisch und militärisch neu strukturiert.

Die Ereignisse fallen übereinander: Regierungsstürze, Armeeaufösungen, Massengefangenschaft, Kapitulationen ganzer Städte und Regionen– neben Regierungswechseln, Verwaltungsübernahmen, systematischen Rechtsbrüchen.

Der Krieg im Osten - Das System der Gewalt.

Binnen zwei Wochen hört Polen als Staat auf zu existieren.

Die Wehrmacht stößt nach Warschau vor, die SS hinterlässt im Süden eine Spur von Terror.
Am 17. September marschiert die Rote Armee von Osten ein.

Das Land wird geteilt, zerschlagen, ausgelöscht.

Ab Oktober beginnen die deutschen Besatzer, die jüdische Bevölkerung zu kennzeichnen, zu entrechten, zu misshandeln.

Die Ausreise wird verboten. Zwangsarbeit in Arbeitslagern wird zur Regel. Die ersten Deportationen dienen der „Entjudung“ des Reichsgebiets.

In Polen entstehen die -

Ghettos: Arbeitsreservoir, Kontrollraum, Sterberaum zugleich.

Warschau wird abgeriegelt.

450.000 Menschen auf engstem Raum. Hunger, Krankheit, Tod.

Das Ghetto ist abgeriegelt. Die Mauern werden von den Eingesperrten errichtet, auf Befehl derer, die draußen bleiben.

Die SS kommt von außen, jeden Morgen, im Schichtbetrieb. Sie kontrolliert die Tore, die Straßen, die Häuser.

Sie führt Razzien durch, Aktionen, Deportationen. Sie verlässt das Ghetto wieder, wenn der Dienst vorbei ist.

Im Inneren erzwingen die Deutschen eine „Selbstverwaltung“: den Judenrat, den jüdischen Ordnungsdienst.

Zwangssysteme zwischen eigener Bevölkerung und deutscher Besatzungsmacht.

Missbrauchte Strukturen, die Befehle weitergeben müssen, die sie nicht verhindern können.

Mehr als 80.000 sterben im Ghetto, bevor die Deportationen beginnen.

Adam Czerniakow nimmt sich das Leben, als er die Listen nicht unterschreiben will. Der Aufstand beginnt am 19. April 1943.

Am 16. Mai lässt Stroop die Große Synagoge sprengen. Das Ghetto existiert nicht mehr.

Der Zug. Viehwaggons. Stroh.

Quietschen der Türen. Hunde. Gebell.

Befehlsketten. Lärm.

Kinder weinen.

Menschen steigen aus.

Sortiermodus. Rechts. Rechts.

Arbeitslager. Familien getrennt.

Väter. Mütter. Söhne. Brüder.

Links. Links. In die Duschräume.

Arbeit als Vernichtung.

Das System der Arbeitslager war ein industrielles Ausbeutungssystem.

Fabrik vorne. Lager hinten. Produktion und Vernichtung in einem Atemzug.

Eingerichtet für KZ-Häftlinge, Kriegsgefangene, millionenfach Zwangsarbeiter aus besetzten Gebieten.

Zäune, Wachtürme, SS-Posten dazwischen. Zwangsarbeit als täglicher Takt.

Hunger, Krankheit, Erschöpfung als Teil des Systems. Selektion, wenn jemand nicht mehr konnte. Arbeits- und Sterberaum zugleich.

Arbeit war nicht Zweck. Arbeit war Mittel der Vernichtung.

Es gab sie in Deutschland, in Österreich, in Polen, in der Tschechoslowakei, in den besetzten Gebieten, als Außenlager großer KZs.

Die Lager sind nicht außerhalb des Apparats - sie sind seine radikalste Ausprägung.

Im Osten: Vernichtung.

Im Westen: Besatzung.

Die Besatzung ist kein Zustand. Sie ist ein Apparat. Er setzt ein, sobald der Raum geöffnet ist. Und er arbeitet mit Mechaniken.

Mechanismus der militärischen Raumöffnung.

Die Wehrmacht öffnet den Raum. Durchbruch an den Frontlinien.
Panzerbrigaden. Tieffliegerangriffe. Bombardements.

Frankreich wird dreigeteilt. Besetzte Nord- und Westzone. Eine formal autonome Zone im Süden unter Vichy.

Annexion Elsass-Lothringens. Europa erstarrt. Nicht aus Schwäche. Sondern durch politische, technische, psychologische Überrumpelung.

Die Besetzung operiert auf mehreren Ebenen: militärisch, administrativ, symbolisch.

*Compiègne 1940 als Umkehrung von 1918;
der Marsch durch den Arc de Triomphe als Zugriff auf französische Erinnerung.
Diese Akte wirken über die unmittelbare Besatzungszeit hinaus.*

In England verliert die Methode ihre Wirkung. Der Blitzkrieg scheitert. Die Royal Air Force bricht nicht zusammen,
die Bevölkerung hält stand, die Industrie bleibt funktionsfähig. Die Invasion wird abgesagt.

Mechanismus der Verwaltung und die Bürokratie der Gewalt.

Die Verwaltung wird oktruiert. Zuständigkeiten. Verfahren. Durchgriff. Im Hinterland operiert die SS.

Terror. Einschüchterung. Zugriff. Juden haben den „Judenstern“ zu tragen. Sie werden isoliert. Sie werden enteignet.

Listen entstehen:

Listen mit Namen und Wohnort.

Listen mit Inventargut.

Listen zur Deportation.

Listen von Gegnern: Intellektuelle. Kommunisten. Unliebsamen.

Die Bürokratie der Vernichtung. Enteignung als Verwaltungsakt. Deportation als Transportlogistik.

Erschießung als Disziplinarmaßnahme. Zwangsarbeit als Ressourcenzuteilung.

Die Unmenschlichkeit ist funktional.

Mechanismus der Zwangsarbeit

Arbeitslager. Mit Stacheldraht eingezäunt. Gefängnisse. Sammellager.

Die Gefangenen verlassen sie nur unter Bewachung. Hin zum Arbeitsplatz. Zurück ins Lager.

Kriegsgefangene als Ressource. Vershoben. Verbraucht. Vernichtet.

Sie arbeiten in Rüstungsfabriken. In der Industrie. In der Landwirtschaft.

In Betrieben, die Löhne an die Wehrmacht zahlen. Die Gefangenen erhalten nur einen Bruchteil. Der Rest fließt in den Apparat.

Zwangsarbeit als Wirtschaftsmechanik. Menschen als Material.

Schlussmechanismus

Verzahnung. Geschwindigkeit ist kein Nebeneffekt, sondern Funktionsprinzip. Diese Gewalt funktioniert nur, weil beide Systeme ineinandergreifen.

Wie ein mechanisches Uhrwerk: Die Wehrmacht öffnet den Raum.

Zusammenbruch der lokalen Ordnung. Entwaffnung.

Entmachtung. Neustrukturierung. Schaffung eines rechtsfreien Raumes.

Die SS füllt den Raum. Terror. Enteignung. Deportation. Massenerschießungen.

Verwaltung der Gewalt. Zwangsarbeit. Die Perfidie liegt im Zusammenspiel

Es ist die Zeit, in der man alles sieht und nichts sieht.

Die Zeit, in der die Angst nicht schreit, sondern sickert.

Sie legt sich in die Ritzen der Häuser, in die Gespräche, in die Körper. Eine Angst, die nicht plötzlich kommt, sondern bleibt. Dauerhaft. Niedrigschwellig. Alltagstauglich.

Man sieht – aber man sagt: „*Ich hab nichts gesehen.*“ Man weiß – aber man sagt: „*Ich weiß von nichts.*“

“ Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Gold, das schützt. Gold, das klebt.

Die zerschlagenen Schaufenster heißen jetzt „Vorfälle“. Ein Wort, das alles dämpft, alles glättet, alles wegschiebt.

Die Deportationen heißen „Umsiedlungen“. Ein Wort, das nicht fragt, wohin.

Die Marschkolonnen heißen „Truppenbewegungen“. Ein Wort, das marschiert, ohne Spuren zu hinterlassen.

Man schließt die Fenster, wenn draußen marschiert wird. Nicht aus Überzeugung, sondern aus Vorsicht. Nicht aus Zustimmung, sondern aus Selbsterhaltung.

Die Fahne hängt, weil sie hängen muss. Sie sagt: *Ich bin unauffällig. Ich stelle keine Fragen. Ich gehöre...* Oder wenigstens: *Ich falle nicht auf.*

Es ist ein Klima, in dem die Worte selbst stumpf werden. Ein Klima, in dem man lernt, nicht zu wissen, was man weiß.

Ein Klima, das nicht laut ist, sondern zäh. Ein Klima, das nicht brennt, sondern klebt. Ein Klima, das nicht zwingt, sondern einwickelt.

Und in diesem Klima wachsen die anderen Mechanismen. Nicht als Ausnahme, sondern als Fortsetzung.

Nicht als Bruch, sondern als Konsequenz.

Nicht plötzlich, sondern schleichend.

Wie etwas, das schon lange da ist und nur sichtbar wird, weil man die Fenster einen Moment zu spät geschlossen hat.

Das französische Hinterland.

Es ist die Zeit, in der eine stolze Nation vorgeführt wird. Die Zeit, in der der Boden unter den Füßen nachgibt, ohne dass er bricht.

Die Zeit, in der man nicht weiß, ob man sich duckt oder aufrichtet. Die Schockstarre ist kein Moment, sondern ein Zustand.

Man steht an. Stundenlang. Für Brot, für Öl, für ein paar Kartoffeln. Die Schlange ist ein eigener Körper, der sich langsam vorwärts schiebt, ein Körper aus Unsicherheit, aus Gerüchten, aus gedämpfter Wut.

Die französische Polizei führt Listen. Die Verwaltung kennzeichnet die ausländischen Juden zuerst – sie löst sie aus der Masse heraus.

Ein bürokratischer Akt, der sich selbst als Ordnung tarnt. Ein Akt, der vorgibt, neutral zu sein, und doch die Grenze zieht zwischen „uns“ und „den anderen“.

In den Küstenorten, wo jüdische Flüchtlinge auf Visa warten, breitet sich eine neue Angst aus: die Angst, dass Frankreich nicht mehr Schutzraum ist, sondern "Schleuse."

„Die Listen wandern von den Rathäusern zu den Kommandanturen.“

„Die Gerüchte werden zu Gewissheiten.“

Die Illusion, man könne durch Kooperation retten, ist wie ein dünner Faden, an dem viele festhalten.

Wenn wir sie geben, behalten wir uns. Wenn wir gehorchen, bleibt uns etwas Spielraum.

Wenn wir selektieren, schützen wir wenigstens die eigenen.
Ein Abwägen von Dingen, die nicht abzuwägen sind.

Die Nachbarn schweigen. Oder sie warnen. Oder sie tun beides, je nachdem, wer zuhört.

Die Türen bleiben halb geschlossen, die Stimmen gedämpft, die Blicke vorsichtig. Man versucht, den Alltag zu meistern, aber der Alltag ist kein Alltag mehr.

Er ist ein Provisorium, ein Balanceakt zwischen Anpassung und innerem Widerstand, zwischen Demütigung und Restwürde.

Es ist ein Klima, das nicht laut ist, sondern brüchig. Ein Klima, das nicht klebt wie im deutschen Hinterland, sondern flimmert – zwischen Stolz und Ohnmacht, zwischen Kooperation und Sabotage, zwischen Überleben und Verrat.

Ein Zwillingsraum, aber mit einer anderen Farbe der Zersetzung.

Das deutsche Hinterland.

Zwischen beiden Räumen liegt ein schmaler Streifen aus Unsicherheit, ein Ort, an dem die Temperaturen sich berühren, ohne sich zu mischen.

Ein Ort, an dem man spürt, dass dieselbe Substanz – Angst, Anpassung, moralische Erosion – unter verschiedenen Himmeln unterschiedliche Formen annimmt.

Die Zersetzung kennt viele Farben.

Das deutsche Hinterland ist kein sicherer Ort. Es ist ein Raum, der tut, als wäre er Alltag. Ein Raum, der funktioniert, weil er funktionieren muss.

Die Männer sind an der Front. Die Frauen übernehmen, was übrig bleibt. Sie arbeiten in Fabriken, in Poststellen, an Bahnhöfen.

Sie halten den Apparat am Laufen, der ihre Männer verschlingt, weil sie sich und ihre Kinder ernähren müssen.

Die Angst ist leise. Sie schreit nicht. Sie sickert. Sie sitzt in den Schlangen vor den Läden, in den Küchen, in den Gesprächen, die abreißen, wenn jemand den Flur betritt. Man weiß nicht mehr, wer, wer ist.

Ein Telegrammträger bleibt einen Moment zu lange vor einer Tür stehen. Er weiß, was drinsteht.

Die Frau dahinter weiß es auch.

Eine Frau am Bahnhof fertigt Züge ab, von denen niemand spricht. Züge mit Soldaten. Züge mit Rohstoffen. Züge mit Menschen in Viehwaggons, die nicht zurückkehren.

Die Frauen in der Rüstungsindustrie können nach zwölf Stunden Arbeit nur noch schlafen. Sie schlafen, um am nächsten Tag wieder zu funktionieren.

Man weiß, was man nicht wissen darf. Man sieht, was man nicht gesehen haben will. Man schweigt, weil Schweigen schützt.

Das Hinterland ist kein dritter Raum. Es ist der Raum, in dem die Dinge weitergehen, obwohl sie längst aufgehört haben sollten.

Je länger der Krieg dauert, desto brüchiger wird die Oberfläche.

Zwischen Anpassung und Angst entstehen Risse. Kleine, gefährliche, kaum sichtbare. Flugblätter, die nachts verteilt werden.

Gespräche, die nur im Gehen stattfinden. Warnungen, die geflüstert werden, bevor die Tür wieder zufällt.

Die Weiße Rose in München. Studenten, die Worte gegen ein System setzen, das nur Gewalt kennt. Sie bezahlen mit ihrem Leben.

Die Rote Kapelle. Lose Gruppen von Intellektuellen, Dozenten, Künstlern. Sie drucken Flugschriften. Sie helfen Verfolgten.

Sie dokumentieren Verbrechen. Sie werden wegen Hochverrats hingerichtet.

Der 20. Juli 1944. Ein Versuch, der scheitert. Ein Kreis, der ausgelöscht wird. Zweihundert Hinrichtungen im Umkreis eines einzigen Attentats.

Widerstand ist selten. Zersplittert. Gefährlich. Und doch: Er existiert.

Wie ein dünner Faden, der zeigt, dass selbst in einem System totaler Kontrolle etwas nicht erstickt werden kann.

Die Erbschaft der stillen Loyalitäten

Die stillen Loyalitäten sind kein Erbe der Nachkriegszeit.
Sie sind älter. Tiefer.
Ein deutsches Muster, das sich durch Jahrhunderte zieht —
und bis heute wirkt.

Wir haben gelernt,
dass Loyalität wichtiger ist als Klarheit.

Wir haben gelernt,
dass Harmonie schwerer wiegt als Wahrheit.

Wir haben gelernt,
dass Zugehörigkeit Zustimmung verlangt.

Wir haben gelernt,
dass Widerspruch gefährlich sein kann.

Stille Loyalitäten heißen:
Wir halten fest, wo wir fragen müssten —
und wir schweigen, wo wir sprechen sollten.

*Der Bürgermeister steht im Hof bei Marie. „Sie bekommen zwei Männer zugewiesen.“
Ein Lastwagen hält. Zwei polnische Zwangsarbeiter steigen ab. Sie tragen kleine Bündel.*

Der Bürgermeister reicht ihr ein Blatt. „Das müssen Sie beachten.“ Marie nickt. „Gut.“

Die Männer warten. Der Motor des Lastwagens läuft weiter.

*Die beiden Polen arbeiten seit einigen Tagen auf dem Hof. Am Morgen spannt einer die Pferde an,
der andere holt den Pflug aus dem Schuppen. Sie sprechen wenig. Sie wissen, was zu tun ist.*

*Marie ist im Stall. Sie melkt, füttert, schiebt das Stroh zusammen. Die Mägde sind im Garten und im
Hühnerhof. Jeder arbeitet für sich, aber alles greift ineinander.*

Auf dem Feld ziehen die Pferde gleichmäßig. Die Furchen liegen sauber, ohne dass jemand sie begutachtet. Die Männer arbeiten routiniert, als hätten sie das Feld schon immer bestellt.

Am Abend kommen alle zurück. Die Pferde werden ausgespannt, die Geschirre aufgehängt.

Die Männer gehen zur Pumpe und waschen sich.

Sie setzen sich zum Essen an den Tisch. Niemand spricht. Man hört nur das Klappern der Löffel.

Am ersten Tag war in der Küche der Tisch gedeckt. Brot, Kartoffeln, Suppe. Die Mägde setzten sich. Die beiden Polen blieben stehen, unsicher.

Marie stellte den Topf ab. „Wir arbeiten zusammen“, sagte sie. „Also essen wir auch zusammen.“

Und so blieb es - es sei denn, ein Fremder betrat den Hof.

Die Stille legt sich wie ein Pelz über das ganze Haus, in alle Zimmer, in alle Winkel.

Es erstickt jedes Geräusch. Es liegt in dem Wissen, das unausgesprochen bleibt, in dem Wissen, dass dieser Kaffee ein letzter ist.

Hans sitzt am Tisch. Der Kaffee dampft. Käthe stellt eine Tasse vor ihn. Er sagt: „Danke“.

Sie berührt seine Hand, warm, weich: „Pass auf dich auf“, sagt sie. Sie spürt dieses leichte Zittern in ihrem Körper, das sich immer wieder meldet, seit sie weiß, dass er zu den Soldaten muss.

Aufbruch. Hans muss los. Die Kinder stehen im Flur und verstehen nichts.

Wo muss der Papa hin. Warum muss er weg. Wann kommt er wieder.

Fragen, die niemand beantwortet —und die dadurch noch unheimlicher werden.

Für Rosa ist es am härtesten. Aber der Papa ist weg.

Käthe lehnt sich an die Wand im Flur. Sie hofft nicht zu stürzen. - Sie muss die Kinder fertig machen für die Schule.

Hans ist froh, als der Abschied vorbei. Er im Zug sitzt, Richtung Wien.

In seinem Kopf rutscht alles durcheinander. Sein Einsatzbefehl lautet: Fernmeldeeinheit – Bezirk XI – Wien.

Er soll Lageberichte, Befehlsketten, Einsatzplanungen weiterleiten, die Klappenschränke mit ein

*paar anderen Soldaten einsatzfähig halten, warten, schnelle Verbindungen ermöglichen.
An manchen Tagen ist die Hektik groß. Aber meistens ist es ruhig.*

*Zeit zum Schreiben.
Zeit für eine Runde Skat.
Zeit, die Zeit totzuschlagen.*

*Er meldet sich täglich zum Dienst, mit den üblichen Ritualen. Kein Drill, keine Schikanen, nichts,
was man nicht beherrschen könnte.*

*Untergebracht ist er nicht in einer Kaserne, sondern zur Untermiete bei zwei alten Damen, die
ihn nach Strich und Faden verwöhnen — mit Mehlspeisen und allem, was der sonst so mäßige
Esser gern mag.*

*Abends, wenn er sich leicht fühlt, setzt er sich manchmal an den Flügel in ihrem Wohnzimmer.
Er spielt Beethoven, Haydn. Und wenn es ihn überkommt, laut und fröhlich mitsingend: „Es ist so
schön, Soldat zu sein.“*

Nachdem Otto und Kurt einberufen waren, muss sich alles neu ordnen.

*Zum ersten Mal sorgt Anna allein für sich und Hans. Sie arbeitet bei der Bahn.
Sie verkauft Fahrkarten, zieht Signale, fertigt Züge ab – Soldatenzüge, Kohlenzüge,
Züge mit Zwangsarbeitern und Transporte in Viehwagen, über die niemand spricht.
Sie tut ihre Arbeit, wie sie alles macht: ruhig, genau, ohne Fragen.*

*Hans geht zur Schule. Am Nachmittag ist er allein. Zeit für Hausaufgaben. Zeit für andere Dinge.
In der Küche steht der verschlossene Schrank. Anna hat die Zuckertüte dort versteckt, wegen
räuberischer Hände.*

*Es gibt nichts Süßes in den Geschäften, oder man kann es nicht bezahlen. Also muss der Zucker her.
Hans zieht die Schubkästen heraus, klettert hoch, nimmt die Stricknadel und bohrt ein kleines Loch
in die Tüte.*

Der Zucker rieselt in seinen Mund, langsam, warm, wie ein Geheimnis.

Danach stellt er alles zurück, ordentlich, als wäre nichts geschehen.

Käthe sitzt im Büro über den Büchern.

Die Verkäuferin putzt die Glasvitrine. Die Geschäfte laufen schlecht. Kaum Umsatz.

Die Männer sind eingezogen. Die Frauen arbeiten auf den Feldern, in der Wäscherei, in den Fabriken.

Die Haushalte leben von ihren Gärten, kleinen Vorräten und kleinen Tauschgeschäften. Geld zirkuliert im Einzelhandel kaum noch.

Der letzte Brief von Hans klingt hoffnungsvoll. Er schreibt ihr, sie solle durchhalten. Wenigstens ist er weit weg von der Front und gesund so weit.

Für Käthe ist jeder Tag dieses langsamen Dahinsiechens unerträglich. Als erstes entlässt sie die Verkäuferin. Die Kasse trägt keine zusätzliche Kraft mehr.

Auf dem Tisch vor ihr liegt ein Vertrag zur Vermietung der Geschäftsräume mit Nebengelass, ab nächsten Monat an eine Berliner Möbelfabrik gegen eine ordentliche Miete.

Käthe schaut noch einmal aus dem großen Ladenfenster und unterschreibt den Vertrag.

Otto bewacht mit anderen Soldaten ein Zwangsarbeiterlager. Meist französische Zwangsarbeiter.

Es ist ihnen bei Strafe verboten, im Lager zu kochen. Die Rationen für Zwangsarbeiter sind zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.

Deshalb verschwinden auf dem Weg von der Fabrik ins Lager Kohlköpfe, Kartoffeln oder Rüben von den Feldern, an denen sie unter Bewachung vorbeikommen.

Otto weiß das alles und richtet es so ein, dass sein Kommando wegschaut. Alle halten dicht.

Der Postbote steht wieder im Hof.

Vorige Woche hat er vom Fritz Post gebracht, und Marie und er hatten einen netten Plausch.

Heute kann er sie nicht anschauen. Sie nimmt zitternd den Brief entgegen und geht ins Haus.

Minuten später hört man einen Schrei durchs Haus schrillen.

Einen, der alle Räume sprengt und den Anschein annimmt, nicht mehr aufhören zu können.

Es ist die Todesnachricht vom Ernst.

Der Hof organisiert sich in aller Stille.

Die Polen arbeiten auf den Feldern, die Kartoffeln müssen rein und davor beim Stallvieh.

Die beiden Mägde kümmern sich um das Kleinvieh und das Haus.

Sie stellen jede Mahlzeit vor Maries verschlossene Tür.

Aber sie rührt nichts an.

Als sie nach 7 Tagen in der Küche erscheint, ist sie nicht mehr dieselbe Frau.

Sie spricht nur das Nötigste und lacht bis an ihr Lebensende nie mehr.

Der Absturz in die Kälte

OSTEN. Kein Ort. Eine Öffnung. Ein Verschlingen.

Kein Horizont. Nur Weite, die nicht trägt. Straßen, die zu Sümpfen werden. Wälder, die sich schließen wie Münder. Ein Krieg, der nicht geführt wird, sondern sich ausbreitet. **Dieser Krieg war verloren,** bevor er begann. Dieser **Krieg** *war verloren.* Er begann trotzdem. Nicht weil niemand warnte. Warnungen verklungen im Rausch der Siege. 1812 war bekannt. **Die Winter waren bekannt.** Die Entfernungen waren bekannt. Aber der Wahn ist stärker. *Hybris* ersetzt Wissen. Ideologie ersetzt Geografie. **Rausch ersetzt Realität.**

Dieser Krieg war verloren, bevor er begann.
Nicht durch Fehler. Durch seine Idee.

Ideologie wird Praxis. Rassenwahn mündet in Vernichtung.
Slawisches Leben: herabgestuft, verfügbar, entbehrlich, aus-
rottbar. Die SS verfolgt jede Widersetzlichkeit: **Erschießungen**,
Exekutionen, **Raub**, **Schikane**. Dörfer werden durchsucht.
Razzien als Routine. Sie nehmen, was noch vorhanden ist: Vieh,
Getreide, **Kartoffeln**, Fette. Zur Versorgung des Heeres. Zur
Versorgung des Reiches. Zur Entvölkerung des Raumes. Zur
Brechung des Widerstands. Es entstehen **Hungersnöte von**
biblischem Ausmaß. Nicht als Unfall. Als Methode.

Die Annahme: Das bolschewistische Regime sei fragil.

Ein Kartenhaus. Ein System, das beim ersten Schlag zusammenbricht. Die Realität: Disziplinierter Rückzug.

Verbrannte Infrastruktur. Keine Brücken. Keine Bahnhöfe.

Keine Gleise. Nichts, was Bewegung ermöglicht. Die

Annahme: Der militärische Komplex der Sowjets werde

unter deutschem Druck kollabieren. Die Realität: Die

Sowjetunion verlagert binnen Monaten ihre Industrie

hinter den Ural. Fabriken, Maschinen, Arbeiter. Ein

industrieller Exodus. Ein Staat, der sich neu organisiert.

Ein Gegner, der wächst, während man ihn unterschätzt.

Ideologie ersetzt Analyse. Wunsch ersetzt Lagebild. Der

Feind wird imaginiert. Die Realität bleibt unsichtbar.

Das Töten außerhalb der Völkerrechtsnormen.

Wehrmacht und SS stimmen sich ab. Einsätze, Durchsuchungen, Exekutionen. Der Übergang zwischen Armee und SS: fließend. **Die Praxis:** abgestimmt, geteilt, gemeinsam getragen. Gesetzlich abgesichert durch „Kommissarbefehl“. **Kiew.**

Babyn Jar. Ein Befehl an die jüdische Bevölkerung: sich einzufinden, mit Dokumenten, Geld, Wertsachen, Kleidung. Wer nicht erscheint: erschossen. Wer in verlassene Wohnungen eindringt: erschossen. In 36 Stunden werden 33.771 Menschen erschossen. Nicht im Geheimen. Nicht im Affekt. Sondern organisiert. Koordiniert. Durchgeführt per Einsatzbefehl.

Aus Gewalt wird Verwaltung.
Aus Morden werden Vorgänge.
Aus Menschen werden Kategorien.

Die Wannseekonferenz

„Bezüglich der Judenfrage ist der Führer entschlossen,
reinen Tisch zu machen.“ (Goebels Tagebuch)

Bis dahin wurden **900.000** Juden in Deutschland, Polen und
der Sowjetunion umgebracht.

Ausgrenzung. – Entrechtung. Erzwungene Auswanderung. –
Physische Verfolgung. – Mit Kriegsbeginn Ghettoisierung. –
Deportation und Massenmord in militärisch besetztem Gebiet. –

An der Ostfront: systematische Erschießung von Funktionären,
Partisanen. Geiseln – bevorzugt
jüdische Geiseln

Die Wannseekonferenz:

Geheimbesprechung und Verwaltungsakt von Regierung und SS.

Aus laufender Vernichtung wird ein koordiniertes europaweites
Verfahren. Abläufe. Opfergruppen. Behörden.

Die Deportationen als feldstabsmäßig organisiertes Großprojekt.

Listen.
Fahrpläne.
Kapazitäten.
Zuständigkeiten.

Partisanen.

Sie tauchen auf. Schnell. Kampfbereit. Sie greifen an und verschwinden. Vergeltung für die Gewalt der SS. Scharmützel, die Kräfte binden. Ein Hinterland, das nicht befriedet werden kann. Die SS: immer wieder gebunden. Überdehnt. Gezwungen zum Stillstand. Jeder Angriff ein Riss in der Besatzungsordnung. Jede Aktion ein Zeichen, dass der Raum nicht kontrollierbar ist.

Die Antwort: Vernichtung. Ganze Landstriche werden ausgelöscht. Dörfer verbrannt. Häusergerippe. Stallungen: nur noch Außenmauern. Alles Leben zerstört. Revanche als Methode. Terror als Verwaltung. Der Hinterlandkrieg frisst Kräfte. Er frisst Zeit. Er frisst Moral. Er frisst Bewegung. Er macht die Überdehnung sichtbar.

Hunger als Waffe

Die Blockade Leningrads: drei Jahre. Die Landverbindung wird unterbrochen. Versorgungslinien: abgeschnitten. Die Stadt soll nicht erobert werden. Sie soll vom Erdboden ausgelöscht werden. Artillerie. **Brandbomben**. Und der **Hungertod**. Menschen brechen auf der Straße zusammen. Sie bleiben liegen. Der **Tod wird zur Normalität**. In den eiskalten Wohnungen liegen Tote neben Lebenden. Beerdigungen sind nicht mehr möglich. Kälte, Erschöpfung, Hunger: stärker als jeder Transport. Die Zahl der Toten: etwa **1.100.000**. Nicht als Kollateralschaden. Als Kalkül. Als **Vernichtungsmethode**.

Überdehnung.

Der Plan: Tempo, große Bögen, rasches Durchstoßen.

Die Realität: Sandwege, Morast, Sümpfe, Wälder. Straßen, die keine sind. Brücken, die gesprengt sind. Infrastruktur: zerstört. Distanzen gigantisch. Der Nachschub bleibt zurück.

Die Front läuft ins **Leere**. Bewegung wird zum Stillstand.

Überdehnung wird zur Struktur. Verlust der Kontrolle über den Raum. Verlust der **Kontrolle über die Zeit**. Verlust der Kontrolle über die Logistik. **Verlust der Kontrolle** über die Bevölkerung. Verlust der Kontrolle über die eigene Erzählung.

Verlust der Kontrolle über die eigene Ideologie

Stalingrad.

Der Punkt, an dem die Illusion bricht. Die Front: überdehnt. Der
Nachschub: erschöpft. Der Winter: unbarmherzig. Die 6. Armee:
eingeschlossen. Der Rückzug: verboten. Die Idee: stärker als die
Lage. Die Realität: stärker als die Idee. Der Krieg wird nicht mehr
getragen. Von Logistik. Von Moral. Von Ideologie. Von Realität.

Ein Krieg, der sich umdreht.

Für die Sowjetunion: die Wende. Nicht militärisch. Existentiell.

**Der Große Vaterländische Krieg. Ein Zusammenschluss der
Völker.** Ein Feind, der zu viel zerstört hat, um geschont zu werden.
Ein Krieg, der nun nicht mehr verteidigt, sondern zurückschlägt.

Nicht Beginn. Umschlag. Ein Land, das zu viel verloren hat.
Ein Feind, der zu viel zerstört hat. Ein Krieg ums Überleben.
Nicht Verteidigung. Rückschlag. Nicht Linie. Strom.
Nicht Nation. Völker. Ein Raum, der sich schließt. Ein Wille,
der sich bündelt. Ein Krieg, der nun nicht mehr ertragen,
sondern **geführt** wird.

Die Illusion des Sieges endet.

Die deutschen Soldaten wissen, dass der Krieg verloren ist.

Sie kämpfen weiter: aus Zwang, aus Angst, aus militärischer Routine.

Der Rückzug beginnt: zäh, schwer, verlustreich. Hunderte Kilometer.

Durch zerstörte Städte, verbrannte Dörfer, eigene Sprengungen.

Winter. Schlamm. Hunger.

Ständiger Druck sowjetischer Vorstöße. Kein Fliehen, sondern ein erzwungener Rückzug.

Für die Rote Armee ist es ein Krieg um das Überleben eines Landes.

Sie rückt durch dieselben Gebiete vor: Ruinen, Minenfelder, Leichen. Misstrauen. Erschöpfung.

Hohe Verluste. Wut. Sie kommt als Befreier und als Rächer.

Die Bevölkerung: erschöpft, verängstigt, misstrauisch.

Partisanen: ein dritter Akteur, der den Raum unberechenbar macht.

Die Alliierten waren keine Freunde.

Sie waren eine Notgemeinschaft, die schon während des Krieges um die Nachkriegsordnung stritt.

In der Konferenz in Teheran, weit weg von Front und Winter, reden die Mächtigen über Deutschland.

Nicht über Strategien. Über Köpfe.

Stalin nennt eine Zahl: Zehntausende Offiziere, standrechtlich zu erschießen.

Roosevelt spielt mit und korrigiert nach unten. Ein Feilschen, als ginge es um Quoten. Churchill widerspricht.

Nicht aus Sentiment, sondern aus Prinzip. Er verlässt den Raum.

Stalin nennt es später einen Scherz.

Ein Scherz über Leben und Tod, während draußen ein Krieg weiterbrennt.

Und während im Osten ein Krieg tobt, der jede menschliche Kategorie sprengt, verhandeln die späteren Sieger über Grenzlinien, Einflusszonen, Föderationen, als ginge es um ein Brettspiel, nicht um Länder voller Menschen.

Man sieht Polittheater: Eitelkeiten. Machtspiele. Revierkämpfe. Misstrauen.

Taktische Drohgebärden. Territoriale Fantasien.

Teheran ist ungezwungen. Es hat noch „nichts“ gekostet.

Noch keine Landung in der Normandie.

Noch keine verbrannten Städte im Westen.

Noch keine Millionen Vertriebenen.

Noch keine geteilte Welt.

Teheran war ungezwungen. Es kostete noch nichts

Westen

Normandie. Omaha. Utah. Juno. Sword. Gold. **Militärische Codes. Strände als Operationszonen.**

Boote im Feuer. Strände voller Leiber. Tausende Tote in den ersten Minuten. Ertrunkene. Zerschossene. Verbrannte.

Caen. Falaise. Aachen. Hürtgenwald. Ardennen.

Zehntausende Verwundete. Zivile Opfer. Feuerstürme. Flucht. Ruinen.

Süden

Provence. Saint-Raphaël. Cavalaire. Saint-Tropez.

Hunderte Tote am ersten Tag. Versenkte Landungsboote. Verminte Strände. Zerfetzte Kolonnen. Zerbrochene Technik.

Osten

Warschau. Minsk. Budapest. Ostpreußen. Weichsel. Oder.

Einkesselungen. Vergeltung. Verbrannte Dörfer. Millionen Vertriebene. Kälte. Hunger. Ruinen.

Gleichzeitigkeit

Zwei Fronten. Ein Kontinent. Ein Preis ohne Maß. Ein Sterben ohne Richtung. Ein Krieg ohne Sprache.

Die Städte, sie brennen.

Häuser, die offenliegen, wie aufgeschnittene Körper.

Menschen, im Keller, oben die Welt in Trümmern.

Die Angst, dass die Tür nie wieder aufgeht.

Der Moment des Hinaustretens, - nichts mehr erkennbar.

Straßen, die keine Straßen mehr sind.

Küchen, die als Fragmente an den Wänden kleben.

Die Frage: *wohin jetzt!*

Die Antwort: *es gibt keinen Ort. Nirgends.*

Der Krieg kommt heim.

Der Krieg kommt immer heim.

Er kommt immer in die Gesellschaft zurück, die ihn entfesselt hat.

Es gibt weder Besinnung, noch Stille.

Die Zeit springt im Galopp.

Sie entzieht sich jeder Erklärung. ...

Sie hätte nie, ...

sie hätte niemals den Abgrund, der sich auftat,

der sich wie eine Operation am offenen Herzen anfühlte ...

in irgendeiner Weise beschönigen wollen ...

Die Erbschaft der delegierten Verantwortung

Wir erwarten Veränderung —
aber nicht von uns selbst.

Wir haben gelernt,
Verantwortung nach oben zu schieben,
statt sie zu teilen.

Wir haben gelernt,
Politik als Dienstleistung zu betrachten,
nicht als gemeinsame Aufgabe.

Wir haben gelernt,
dass Empörung leichter ist als Beteiligung.

Die Erbschaft der delegierten Verantwortung heißt:
Wir wiederholen ein Muster, das uns handlungsunfähig
macht — und nennen es Realismus.

Aber sie hat auch eine Kehrseite:
Mitsprache muss gewollt sein.
Sie darf nicht als Störung gelten —
und erst recht nicht als Risiko.

Käthe hat jetzt zum ersten Mal viel Zeit. Die Kinder sind im Nachbarort - in der höheren Mädchenschule.

Gestern hat sie Ricarda getroffen - die Mühle ist geschlossen, schon lange. – Sie werden sich heute Vormittag bei Traute treffen - auf deren großen schönen Balkon. - Käthe wird eine Flasche Apfelwein mitnehmen.

Die Freundinnen sitzen um den runden Tisch zur Mittagszeit. Der Apfelwein leuchtet golden in den Gläsern.

"Hast du schon wieder große Wäsche", lacht Ricarda.

Traute fährt mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand über den Rand des Glases, freundlich lächelnd: "Wer weiß, wie lange das Wetter noch hält".

Der Wind bewegt die großen Betttücher. Von unten klingt Kinderlachen. Rudi und Evchen spielen fangen.

Käthe sagt leise: "Wie groß deine Kinder geworden sind." –

In der Stille hat jede den Wind im Ohr. Auf der Straße hupt ein Auto, ein kurzer scharfer Laut.

Ricarda zuckt merklich zusammen. Sie lacht - ein bisschen zu laut -

"Was für ein schöner Tag heute - so jung kommen wir nie mehr zusammen, Mädels." –

Am nächsten Morgen sind die Freundinnen weg mit Sack und Pack - Richtung Westen.

Jetzt heißt es plötzlich, die Russen ständen schon an der Oder.

Die Frauen des Viertels packen, was sie tragen können, und machen sich auf den Weg. Anna geht mit Hans. Sie landen in der Nähe einer Festung. Man hofft auf Schutz durch die Wehrmacht.

Die älteren Jungen werden sofort abgesondert - als letztes Aufgebot. Dafür gibt es Essen.

Eines Morgens, noch vor Tageslicht, ist Fahrzeuglärm zu hören. Als die Jungen eintreffen, sind die Ausbilder verschwunden. Zurückgelassen ohne Essen, ohne Wasser, ohne warme Sachen.

Der Lärm von der Oder her wird stärker. Wohin nun. Es ist zu spät. Die Russen sind durchgebrochen.

Der erste Trupp sortiert die Jungen erneut. Die Älteren sollen auf Lastwagen steigen. Wohin – niemand weiß es.

Hans ist fünfzehn. Er trägt einen alten Militärmantel mit abgerissenen Schulterstücken, viel zu groß. Er knickt die Beine ein und sagt, er sei zwölf. Er darf bleiben.

Und endlich gibt es Brot. Endlich essen. Die Soldaten sind freundlich zu ihnen. Sie sagen nur: „Dawai.“

Die Jungen irren umher. Ihre Mütter sind nicht mehr in den Baracken.

Dort haben andere Soldaten gewütet – so, wie es Frauen in Kriegen oft trifft: mit Erniedrigung und Vergewaltigung als Waffe, aus Rache, aus Machtgefühl.

Anna sprach nie darüber.

Aber später, wenn von den Russen die Rede war, wurde sie unruhig. Und ließ kein gutes Haar an ihnen.

Die Front rückt von Osten immer näher.

Nachts kann man Berlin am Horizont brennen sehen.

Eines Vormittags fährt ein Motorrad mit Beiwagen in den Hof. Russische Soldaten durchsuchen Remise und Stall.

Jetzt sind sie im Haus.

Die beiden Mädchen liegen stocksteif unter dem Bett. Käthe stellt sich davor.

Ein älterer Sergeant mit Hund betritt das Zimmer und bittet sie in gebrochenem Deutsch um Wasser.

Käthe zeigt ihm vom Fenster aus die Pumpe im Hof.

Sie hofft, dass der Hund die Kinder nicht entdeckt und dieser Mensch aus ihrem Zimmer verschwinden möge.

Aber es kommt anders: der Sergeant nimmt sie mit auf die Kommandantur.

Sie wissen schon, dass Hans und sie Parteigenossen sind. Nach stundenlangem Verhör darf sie gehen.

Die Kinder sind ihr Schutzschirm – wegen ihrer zwei Kinder darf sie gehen.

*Der Krieg ist vorbei. Hans freut sich unbändig darauf, seine Familie wiederzusehen.
Die letzten Briefe von Käthe klangen sorgenvoll.*

*Er muss in Richtung Berlin. – Mal fahren Züge, überfüllt bis auf die Plattformen.
Mal bleiben sie stehen. Mal geht gar nichts - durch apokalyptische Städte.*

Er ist da. Er atmet tief. Er schaut sich um.

*Das Dorf ist unversehrt. Keine Ruinen. Keine Bomben, keine sichtbare Zerstörung.
Er kommt zurück mit der Sehnsucht nach einem Neuanfang. Mit der Freude, dass sie es schaffen werden.*

*Käthe wartet schon seit Stunden ungeduldig auf Hans' Rückkehr. Sie ist beim Packen.
Sie müssen weg – heute noch.*

*Käthe ist im Schlafzimmer. Die Schränke aufgerissen. Wäsche, Handtücher und Kleidungsstücke
kommen in die Bettbezüge.*

*Sie ist schon beim Zweiten. Das Bügeleisen muss in die Hebammentasche. Die Kinder wissen schon
Bescheid. Sie packen ihre Sachen.*

*Endlich geht die Tür. Sie eilt Hans entgegen. Eine flüchtige Umarmung.
Sie hält sich an seinem Mantel fest: „Hans, wir müssen weg. Sofort. Die Russen werden dich
holen.“*

*Hans macht Einwände. „Ich bin doch gerade erst angekommen.“ Aber sie lässt es nicht gelten:
„Wir müssen weg, Hans – heute.“*

*Bei Nacht und Nebel, mit Sack und Pack verlassen sie den Ort. Weite Wege durch den Wald
nehmend, bis zu einer Bahnstation, wo niemand sie mehr kennt.*

*Die Familie trennt sich, um zu überleben. Hans fährt weiter ins Landesinnere und wird einer Witwe
den Landwirtschaftsbetrieb führen.*

Rosa wird bei Bauern gegen Essen arbeiten. Käthe und Elisabeth bleiben in der Stadt im Norden.

Fritz erkennt seine Marie nicht mehr. –

Er kümmert sich nach dem Krieg um alles, um den Hof, um den Alltag außerhalb des Hofes. –

Er wird sie nie verlassen, seine Wärme wird er immer um sie stellen. -

Aber er kann sie nicht mehr auftauern. -

Er ist nur noch wie ein Gast im eigenen Haus. –

Vielleicht fühlt er sogar den leisen Vorwurf: warum er und nicht du. –

Aber Fritz lebt, die Zeit heilt alle Wunden - eben nicht.

Er will wieder lachen, Mensch sein.

Marie lässt sich nicht mal bewegen, Familienfeiern zu besuchen.

Sie leidet körperlich unter fröhlichen Menschen.

Also besucht er andere, fremde Frauen. – Aber er wird sich von Marie nie trennen

Der leere Raum

Ein Staat, der nicht mehr existiert. Seine materiellen Grundlagen sind zerstört.

Der leere Raum ist kein Bild. Er ist der Zustand.

Städte, aus denen Gerippe in den Himmel ragen, aus Ruinen, Schutt und Asche. Straßen, die keine Straßen mehr sind. Häuser ohne Dächer. Wohnungen wie offene Löcher. Küchen, die als Fragmente an Wänden kleben.

Ein Raum, der nicht schützt, sondern offen liegt.

Ein Land, das noch bewohnt ist, aber nicht mehr existiert.

Millionen Flüchtlinge. Aus Polen, Tschechien, Ostpreußen, Schlesien.

Ein Kontinent in Bewegung. Menschenströme, die durch ein Land ziehen, ohne Boden.
Ohne Ziel. Ohne Halt.

Heimkehrer, die fehlen. Die Männer sind tot, vermisst, in Gefangenschaft.
Und die, die da sind, sind versehrt, verletzt, verstört.

Familien leben auf Leerstellen. Eine Gesellschaft, die auf Abwesenheit gebaut ist.

Frauen als Trägerinnen des Überlebens.

Sie räumen Trümmer weg für Essen. Sie nähren ihre Kinder. Sie stehen Schlange für jedes Gramm.
Sie bevölkern den Schwarzmarkt. Sie halten ihre Liebsten warm.

Sie, die Trümmerfrauen bauen auf!

Wohnungsnot. Menschen schlafen in Kellerräumen. In Ruinen. In Notunterkünften.
In überfüllten Wohnungen.

Menschen, die in zerstörten Häusern campieren, weil es keine anderen Orte gibt.

Die politische Leere. Ein Land ohne Staat.

Deutschland ist entkernt. Es ist Besatzungsgebiet.

Keine Regierung. Kein Parlament. Keine Verfassung. Keine zentrale Verwaltung.
Keine Polizei. Keine Institution, die Verantwortung trägt.

Die ersten freien Wahlen 1946/47:

Die ersten freien Wahlen sind eine Notwendigkeit, kein Aufbruch.

Jemand muss entscheiden über Wohnraum. Lebensmittelkarten.
Flüchtlingsströme. Schulen, Krankenhäuser, Transport.

Wer spricht mit den Besatzungsmächten.

Die Demokratie beginnt als Verwaltungsinstrument.
Und sie beginnt **unten**: Bürgermeister. Gemeinderäte. Landräte
Es ist ein Wiederbeginn aus Mangel.

Die Entnazifizierung: ein Flickwerk

Bei den Sowjets : Hart. Schnell.

Die Nürnberger Prozesse als Internationale Rechtsprechung. Für den Alltag bleibt es ein Zeichen.

Für die westlichen Zonen bleibt die Entnazifizierung Stückwerk: Millionen Fragebögen.
Spruchkammern. Einstufungen. Berufssperren. Rehabilitierungen.

Ein Prozess der Leere. Nicht der Schuld.

Der Vier-Mächte-Status

Die neue Ordnung besteht aus Machtkonflikten.

Nach 1945 gibt es kein Deutschland. Es gibt nur vier Mächte, die den Raum besetzen.

Jede in ihrer eigenen Sprache.

Der leere Raum wird nicht gefüllt, sondern geteilt.

Die USA denken in Kreisläufen.

Sie wollen die Demontagen stoppen, weil ein kollabierendes Deutschland Europa mitreißen würde.

Stabilisierung als Voraussetzung für Frieden. Erste Überlegungen zu einem

Wiederaufbauprogramm — der Marshallplan als Keimform einer neuen Ordnung.

Großbritannien will Ordnung aus Erschöpfung. Finanziell am Ende, verwaltungstechnisch erfahren.

Sie folgen den USA aus Notwendigkeit, nicht aus Überzeugung.

Frankreich mahnt Sicherheit durch Schwächung an. Zwei deutsche Angriffe in 25 Jahren.

Misstrauen, Kontrolle, Reparationen. Ein starkes Deutschland ist eine Gefahr.

Die Sowjetunion will Sicherheit durch Zugriff. Millionen Tote, verbrannte Städte, ein Vernichtungskrieg.

Sie demontieren Fabriken, holen Maschinen, Schienen, Technik, Uran. Ordnung durch Härte.

Ablehnung jeder kapitalistischen Rekonstruktion. Molotow blockiert jeden gemeinsamen

Wiederaufbau.

Die vier Mächte stehen nicht nebeneinander. Sie stehen gegeneinander — und Deutschland liegt dazwischen.

Die Reparationsfrage ist der erste Bruch.

Die Sowjetunion nimmt, was zu holen ist.

Frankreich will weiter schwächen.

USA und Großbritannien erkennen: Ohne deutsche Industrie gibt es keinen europäischen Wiederaufbau.

Hier entsteht der erste ökonomische Riss — lange bevor die Teilung politisch sichtbar wird.

Weil die offizielle Wirtschaft nicht existiert, entsteht eine zweite.

Zigarettenwährung. Tauschhandel zwischen Stadt und Land. Teppiche, Schmuck, Porzellan gegen Kartoffeln, Speck, Mehl.

Improvisierte Märkte in Ruinen. Versorgungslinien, die nicht staatlich, sondern privat funktionieren.

Der Schwarzmarkt ist kein Randphänomen. Er ist die ökonomische Realität eines Staates, der nicht existiert.

Die USA denken: Ohne Wirtschaft kein Frieden. Die Sowjets denken: Ohne Kontrolle keine Sicherheit. Molotow lehnt ab. Ein kapitalistisches Europa wäre ein feindliches Europa.

Damit wird die Teilung ökonomisch unvermeidlich, bevor sie politisch sichtbar wird.

Die Erbschaft der nicht gestellten Fragen

Wir haben gelernt,
Konflikte zu vermeiden —
nicht aus Harmonie, sondern aus Erfahrung.

Wir haben gelernt,
dass Fragen gefährlich sein können —
für Beziehungen,
für Loyalitäten,
für das eigene Leben.

Wir haben gelernt,
dass Schweigen belohnt wurde und
dass Klarheit nicht vorgesehen war.

Die Erbschaft der nicht gestellten Fragen heißt:
Wir spüren, wo etwas fehlt — und fragen nicht.

Käthe findet bei der französischen Besatzungsmacht Arbeit als Reinigungskraft.

Sie ist jetzt Ende Dreißig. Es ist die einzige sichere Arbeit, die es gibt.

Flure in der Kommandantur wischen. Die Büros säubern. Die Toiletten putzen.

Mit anderen Frauen teilt sie sich in die Arbeit nach Anweisung der Offiziere.

Manchmal steht auch Küchendienst auf der Tagesordnung. Das sind besondere Tage.

Sie kann dann ein Töpfchen Essen für Elisabeth mitnehmen.

Elisabeth geht zur Schule. Sie ist ein stilles Kind, das zu früh erwachsen wird. Sie sieht ihre Mutter arbeiten. Sie versteht mehr, als Käthe glaubt. Die beiden bewohnen zusammen ein Zimmer bei einer alten Dame zur Untermiete.

Käthe wird respektiert in der neuen Umgebung. Sie arbeitet sauber und gründlich. Sie ist zuverlässig und umsichtig. Nie fordernd.

Eines Tages zu Dienstschluss legt ihr Pascal, ein französischer junger Soldat, mit einem Schmunzeln sichtbar 2 Zigaretten aufs Fensterbrett.

Käthe kennt ihn schon länger. Er hat ihr erzählt, dass er eine Schwester hat, die so alt ist wie Elisabeth.

Er hat ein so fröhliches Jungenlachen, das manchmal ganz unbekümmert aufflackert und Käthe mitreißt.

Auch sie hat ihr offenes, warmes Lächeln wiedergefunden in der Sicherheit und Klarheit dieser nordischen Stadt.

Zwei Zigaretten sind: ein Stück Brot. Ein paar Kartoffeln. Ein Moment von Erleichterung.

Käthe nimmt sie dankend an und sagt lächelnd: „Grüß deine Schwester das nächste Mal.“

Am Wochenende werden Hans und Rosa zu Besuch sein. Hans hat in seinem letzten Brief angedeutet, dass er die Zeit für gekommen hält, nach Hause zurückzukehren zu Haus und Geschäft.

In Käthe stockt das Blut, wenn sie nur an dieses Haus und das Dorf denkt.

An die Wunde der Schwiegereltern, an die Wunde der Russen im Hof.

Den schnüffelnden Hund im Zimmer und die Mädels unterm Bett.

Die Verhöre. Die Denunziation. Die Unsicherheit. Die Angst, die sich in ihren Körper geschrieben hat.

Sie hat hier einen Alltag ohne Angst gefunden, ohne politische Bedrohung. Ein kleines ehrliches Leben. Sie wird respektiert und nicht verfolgt. Sie überlegt, wie sie Hans vielleicht hier zu einem Neuanfang überreden kann.

Als sie am Sonntag sehr leise das Gespräch darauf bringt, wird Hans' Ton schneidend.

Er wird keinen Millimeter von seinem Plan abweichen.

Es ist sein Elternhaus. Seine Familie ist seit fast hundert Jahren dort ansässig, und er wird allen zeigen, dass er das Geschäft wieder aufbauen kann.

Das Ehepaar einigt sich darauf, zunächst getrennte Wege einzuschlagen:

Käthe und Elisabeth bleiben bis zum Schulabschluss in der Stadt und Hans und Rosa treten die Heimfahrt an.

Hans hofft, dass sich inzwischen die aufgeheizte Stimmung gelegt hat, schließlich hat er nichts verbrochen.

Er und die älteste Tochter fahren im frühen Frühjahr als Vorhut der Familie. Der Zug rollt ein. Die Bäume in der Allee recken ihre hochehobenen starken Äste gen Himmel.

Hans und Rosa sind die Einzigen, die aussteigen. Alles liegt in friedlichem Mittagsschlaf.

Und Hans entschließt sich für den Weg von unten, über die Wiesen, vorbei an den Äckern hin zu dem großen Garten, der den Alten gehörte, die längst nicht mehr am Leben sind.

Oben am Gartentor entdeckt er viele Menschen auf seinem Hof. Was machen die hier?

Er schreitet über den Hof und fragende Blicke verfolgen ihn. Wer ist das? Was wollen die hier?

Er kennt hier niemanden. Er stellt sich vor als der Eigentümer des Hauses.

Er erfährt, dass alle Räume mit Flüchtlingen besetzt sind und dass der Laden als Verteilzentrum fungiert.

Später wird er in KONSUM umbenannt sein.

Also - wohin jetzt?

Es findet sich in seinem eigenen Haus im Keller noch ein Verschlag mit Kanonenofen und einem Bett - für zwei Menschen.

Hans brät auf dem Kanonenofen Kartoffeln für sich und die Tochter – der Tag war lang und verstörend.

Sein Herz sticht heute mehr als sonst.

Er wird Rosa in den Nachbarort zu bekannten Geschäftsleuten in die Lehre schicken.

Als Anna und Hans zu unterschiedlichen Zeiten zu Hause ankommen, stehen die Häuser der Arbeitersiedlung unversehrt.

Man lebt. Was will man mehr.

Anna ist noch stiller als zuvor. Sie geht durch die Zimmer, als müsse sie prüfen, ob alles noch an seinem Platz ist. Sie spricht wenig. Sie tut, was getan werden muss.

Hans ist fünfzehn. Unterwegs hat er Tote gesehen, die niemand begrub. Menschen, die hier niemand vermisst. Bilder, die sich festsetzen. Bilder, die er sein Leben lang nicht loswird.

Sie sitzen am Abend nebeneinander, jeder mit seiner eigenen Stille.

Sie ziehen in die kleine Stadt. Hans beendet die Schule, er soll etwas lernen.

Kurt hat eine Freundin und zieht aus. Er wird Polizist in der neuen Ordnung, von der viele noch denken, sie wäre die Richtige.

Otto tritt in den Staatsdienst ein, als Schließer beim Stadtgefängnis. Zeit der Entnazifizierung. Er ist nie Parteigenosse gewesen, hat gute Zeugnisse der französischen Kriegsgefangenen, ist kirchlich eingestellt.

Ein Karrieresprung. Sie beziehen eine kleine Wohnung: zwei Zimmer, Wohnküche, Innentoilette, dazu Keller und Bodenverschlager. Das ist Luxus.

Die Häuser haben eine andere Kontur als in der Arbeitersiedlung: vierstöckig, zum Berg hin in kleine Einfamilienhäuser übergehend.

Hans lernt Satz und Druck. Otto schiebt Dienst. Anna tut, was sie immer macht, und pflegt dazu ein winziges Gärtdchen hinter dem Haus.

Beim Abendbrot fragt Elisabeth, ohne aufzusehen: „Hast du was von Papa und Rosa gehört?“

In drei Wochen hat sie ihr Zeugnis. Dann ist die Schule zu Ende.

Käthe legt das Messer hin. „Wir fahren zurück“, sagt sie. Nicht laut. Nur klar.

Elisabeth atmet aus, als hätte sie lange die Luft angehalten. Sie nickt. Es ist kein Erstaunen in ihrem Gesicht. Nur Erleichterung.

Hans schreibt, dass das Haus noch voller Flüchtlinge ist. Man könne niemanden wegschicken. Für Käthe und Elisabeth sei nur der Keller frei. Käthe liest den Satz zweimal. Der Keller ist feucht, eng, ohne Licht. Für Elisabeth unmöglich.

Am Telefon sagt Hans dann: „Ich habe etwas gefunden. Eine Wohnung im Ort. Verlassen. Alles drin.“ Er klingt erschöpft, aber entschlossen.

Käthe sagt mit trockener Kehle: „Wir kommen am Mittwoch um halb elf.“

Elisabeth und Käthe steigen aus dem Zug.

Hans steht da, ein bisschen steif, ein bisschen zu korrekt. Eine kurze Begrüßung.

Dann geht er einen halben Schritt voraus. Elisabeth hält Käthes Hand fest. Es ist heller Tag, zu hell für diesen Weg. Die ersten Häuser.

Ein Gruß, der zu glatt ist. Ein Blick, der zu lange bleibt. Zwei, die wegschauen.

Käthe spürt ihren eigenen Satz in sich: „Ich möchte nicht, dass sie hier weiter einkaufen.

Ich werde sie nicht mehr bedienen.“

Er geht mit ihr. Schritt für Schritt. Als Last, die ihr gehört. Wer hat sie denunziert?

Wer hat geschwiegen? Wer erinnert sich an ihre Worte?

Die Wohnung ist fremd, als sie ankommt. Möbel, Wäsche, Geschirr — alles von anderen Händen.

Ein Raum wie ein geliehener Mantel. Es riecht nach Staub und altem Holz. Käthe stellt Elisabeths Tasche ab.

Der Gang durchs Dorf sitzt noch in ihren Knochen.

Sie öffnet einen Schrank. Teller, die nicht ihre sind. Sie nimmt einen heraus. Er ist schwerer, als sie erwartet. Ein fremdes Muster. Eine fremde Hand, die ihn einmal gekauft hat.

Sie spürt, wie der Teller ihr die Frage zurückgibt: Was gehört dir noch? Was ist verloren? Was hast du getan? Was wurde dir getan?

Sie stellt den Teller auf den Tisch. Dann den nächsten. Jeder ein Schritt weiter in diese neue, geliehene Welt.

Der Gang durchs Dorf endet nicht an der Tür. Er endet erst hier — in der Stille zwischen fremden Dingen, wo

Schuld und Nichtschuld nebeneinander stehen wie zwei Teller, die man nicht unterscheiden kann.

Käthe kommt zurück von Mariechen, der kleinen schweigsamen Bauersfrau.

Sie selbst hat dieses Leid nicht tragen müssen – sie hat Töchter.

Ein paar Eier, ein paar Äpfel in der Tasche. Der Weg ist kurz, aber jeder Schritt fühlt sich an wie ein Test. Sie hält den Blick gesenkt, um niemandem zuerst begegnen zu müssen.

An der Ecke steht plötzlich Frau Möller. Früher hat sie für Käthe und die Kinder genäht.

Jetzt bleibt sie stehen, unsicher, die Hände am Henkel. Käthe spürt, wie ihr der Atem stockt.

Sie weiß nicht, ob sie grüßen soll. Ob sie darf. Ob sie will.

*Frau Möller sieht die Unsicherheit, zögert einen Moment — und kommt dann lachend auf sie zu.
„Schön, dass Sie wieder da sind. Die Zeiten sind schwer, aber was will man machen.“*

*Der Satz ist einfach. Kein Urteil. Kein Nachfragen. Kein Schatten. Nur ein Platz im Alltag,
der sich wieder öffnet.*

Käthe nickt.

Sie spürt, wie etwas in ihr nachgibt, ganz leise. Ein erster Faden zurück ins Dorf.

Der Alltag beginnt sich wieder zu füllen, nicht mit Zuversicht, sondern mit Enge.

*Bevor Entscheidungen fallen können, drängt sich erst das Leben dazwischen. Rosa ist Mama
geworden.*

*Sie lebt mit ihrem Mann und dem kleinen Mädchen in einem abgeteilten Zimmer bei Käthe und
Hans. Die Wohnung ist eng, die Wände dünn. Nachts schreit die Lütte die ganze Wirtschaft
zusammen, und ihr Vater muss morgens um sechs mit dem Fahrrad zur Arbeit.*

Käthe hört ihn die Treppe hinuntergehen, jeden Tag zur gleichen Zeit.

*Tagsüber ist es unruhig in der Wohnung. Zwei Frauen, zwei Haushalte, zwei Kinder, ein Flur. Rosa
kocht, Käthe räumt weg.*

Manchmal lachen sie, manchmal reden sie kaum.

Es ist kein Streit, nur Enge. Ein Provisorium, das trägt, weil es tragen muss.

*Im Sommer bekommt Rosas Mann eine Werkswohnung. Klein, aber für die kleine Familie genug.
Sie packen ihre Sachen, das Kinderbett, die wenigen Dinge, die sie haben. Käthe hilft, schweigend,
konzentriert.*

Als die Tür hinter ihnen zufällt, bleibt die Wohnung plötzlich groß und leer zurück.

Nachleben I

Das Glück währt nur kurz.

Mitte der fünfziger Jahre gibt es ein Vorkommnis. Es geht um eine Geldbörse.

In der Familie wird nie zu klären sein, ob Kurt sie wirklich genommen hat oder ob er jemanden schützt. Er entschließt sich jedenfalls über Nacht, mit seiner Freundin in den Westen zu gehen.

Die Grenzen sind offen. Am Morgen ist er fort.

Das hat Folgen. Otto wird aufgefordert, sich von seinem ältesten Sohn loszusagen, was er nicht kann.

Er darf danach nicht mehr im Staatsdienst arbeiten. Mit bald sechzig geht er auf die Moorwiesen, Moor stechen für das Moorbad. (Es war körperlich harte Arbeit.)

Die Anna ist wie erstarrt. Sie wartet auf Post. Wenn sie ankommt, ist sie meistens schon geöffnet.

Erst Ende der sechziger Jahre, als Rentner, dürfen sie ihren Sohn wieder sehen in einer großen Stadt im Westen. Ein spätes Wiedersehen.

Anna und Otto leben ihr kleines, stilles Leben weiter. Ohne Klage, ohne große Worte. Bis ans Ende der Zeit.

Nachleben II

Der Sommer ist warm, als Hans und Käthe ins Haus ziehen.

Das Haus steht offen, als sie ankommen. Der Schlüssel dreht sich leicht im Schloss. Drinnen riecht es nach Staub, nach Holz, nach etwas, das lange nicht berührt wurde. Die Räume sind leer, wie ausgeatmet. Alles weg — Möbel, Wäsche, Geschirr, selbst die Einweckgläser aus dem Keller.

Käthe geht durch die Zimmer. Der Boden knarrt unter ihren Schritten. Sie sieht die Stellen, an denen früher die Schränke standen, die Schatten der Bilder an den Wänden. Aber es ist kein Schmerz. Eher ein stilles, fast beruhigendes Gefühl: Nichts ist da, was sie festhält. Nichts, was sie anklagt. Ein leerer Raum ist leichter zu betreten als einer, der noch spricht.

Hans stellt die Tasche ab. Er sagt nichts. Er sieht sich um, als suche er etwas, das er nicht findet. Vielleicht sich selbst. Vielleicht die Zeit, die verschwunden ist.

Käthe öffnet ein Fenster. Warme Luft strömt herein. Für einen Moment ist es einfach ein Haus. Ein Anfang. Ein Raum, der gefüllt werden kann.

Der Frost kommt später. Mit den Tagen, die sich gleichen. Mit Hans' Kampf um den Laden, der jeden Abend schwerer auf seinen Schultern liegt. Mit seinem Rückzug in Kopfweh, Herzweh, Schweigen.

Mit Käthes Ankunft im immerwährenden Alltag, der keine Pausen kennt.

Sie werden sich Jahre später endgültig trennen.

Aber jetzt, in diesem ersten Moment, ist das Haus nur leer. Und das ist fast ein Trost.

Nachleben III

Fritz ist über sechzig, der Hof groß, die Arbeit schwer.

Eine Nachfolge gibt es nicht. Die Felder liegen weit auseinander, die Maschinen sind alt.

Im Dorf wird seit Wochen geredet: Zusammenlegen, gemeinsam wirtschaften, feste Arbeitszeiten wie in der Industrie.

Fritz hört zu, sagt wenig. Eines Morgens steht er früher auf als sonst. Er geht über den Hof, bleibt kurz vor dem Stall stehen, als müsste er sich vergewissern, dass alles noch da ist. Dann geht er ins Dorf und setzt seinen Namen unter das Papier.

Als er zurückkommt, ist es still. Marie sitzt in der Küche, die Hände im Schoß. Sie hebt den Kopf, aber sagt nichts. Für sie ändert sich nichts. Hühner, Enten, Gänse, Kaninchen — so viel, wie sie will und schafft. Das Haus bleibt ihr Reich, der Hof wird nur stiller.

Als die LPG gegründet wird, holen die Männer die Kühe ab. Sie treiben sieben Stück mit ihren Kälbern vom Hof.

Marie steht am Fenster. Sie sagt nichts.

Nur die alte Liese bleibt. Eine ruhige, mager gewordene Kuh, die schon da war, als Ernst noch lebte. Niemand fragte nach ihr. Abends melkt Marie die Liese wie früher, langsam, ohne Eile. Die Kuh bewegt sich kaum. Es ist still.

Fritz kommt von den Feldern zurück. Er bleibt einen Moment in der Tür stehen. Marie und Liese im Halbdunkel. So wie immer.

Für Fritz wird es leichter. Die Verantwortung verschiebt sich. Die Felder gehören jetzt allen, die Maschinen auch. Er arbeitet acht Stunden, kommt heim, ohne dass noch etwas auf ihn wartet. Zum ersten Mal seit Jahren fühlt er sich freier.

Am Abend sitzt er auf der Bank vor dem Haus. Der Hof ist leer, aber nicht verloren. Marie schließt die Tür hinter sich, geht an ihm vorbei in den Garten.

Sie bleibt, wie sie ist. Er auch.

Der Hof ist stiller geworden. Für beide auf unterschiedliche Weise.